Mus. th. 3250

Novellen,

musikalisch-dramaturgische Aufsätze

und

Gedichte

von

R. O. Spazier.

Schleusingen, 1836.

Verlag von Conrad Glaser.

357 – B. [illegible]

Novellen

musikalisch-dramaturgische Aufsätze

und

Gedichte

von

R. O. Spazier.

Erstes Bändchen.

Schleusingen, 1836.

Verlag von Conrad Glaser.

222/3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Indem ich dem Publikum hiemit eine Reihe von Arbeiten noch einmal übergebe, die bereits vor mehreren Jahren in verschiedenen Zeitschriften gedruckt erschienen, bediene ich mich eines Rechts, das unzählige Beispiele bereits zum Vortheil der Schriftsteller zu einem überall anerkannten Gewohnheitsrechte gemacht haben. Dasselbe ist freilich vorzüglich zu Gunsten des Schriftstellers eingeführt; indeß ist es eine nothwendige Folge von der Art und Weise, in welcher in den meisten Fällen heut zu Tage ein junger Mann in die literarische Welt zu treten gezwungen ist. Die Zeitschriften sind die erste Arena, in die man ihn zuläßt, aber, Himmel! in wie viel Bruchstücke muß er sich zertheilen lassen,

um zu einer von den vielen Schüsseln seine Beiträge zu liefern, welche täglich der Lesewelt vorgesetzt werden, und obendrein servirt man dieselben an gar vielen abgesonderten Tischen, zu welchen sich wieder besondere Kreise von Gästen setzen; bald trägt man seine zerstückten Glieder im Süden, bald im Norden, bald im Osten, bald im Westen unsers Vaterlandes auf, und selten findet es sich, daß ein Gast ihn an mehreren Tafeln zugleich kennen lernt. Was Wunder also, daß er so gern später, zumal wenn es ihm gelungen ist, die Aufmerksamkeit der literarischen Welt als ganzer zusammenhängender Menschen auf sich zu ziehen, die früher zerstreuten Glieder zusammenliest, um den Leuten zu zeigen, daß er auch früher schon Arme und Beine, und vielleicht auch Kopf und Herz, am rechten Flecke gehabt habe?

Dem Verfasser ist es in dieser Beziehung besonders übel ergangen. Er hat geraume Zeit für das Publikum in drei verschiedenen Gestalten existirt; die Einen kannten ihn nur als den Neffen Jean Paul's, die Andern als den musikalischen, und die Dritten nur als den politischen und historischen Schriftsteller. Besonders die Gegner des letztern mochten von den beiden ersten nichts wissen, und Herr von Schenk in Bayern, der Dichter und Aesthetiker, ließ dreist verkünden: der Mann mache politische Journalaufsätze, weil er etwas anderes

nicht machen könne und nichts gelernt habe. Man ist freilich in Bayern in literarischer Hinsicht oft ziemlich naiv.

Doch darum verliert unter diesen Umständen durch die Sammlung hie und da gedruckt gewesener Arbeiten auch nur der sehr kleine Theil des Publikums, der sie alle schon gelesen. Die Meisten finden ein oder das andere Neue, was sie unterhalten mag; Manche gewannen wohl dies und jenes lieb und sind gern zufrieden, es entweder zu besitzen, oder doch im Zusammenhang wieder zu lesen. So weiß unter andern der Verfasser, daß ihm seine musikalischen Arbeiten manchen Freund und manche Zustimmung erwarben; er verhehlt auch nicht, daß er für sie eine besondere Vorliebe hege, so wie, daß er gern darüber ein Urtheil vernähme, und daß er besonders froh gewesen sey, einige Erzählungen geschrieben zu haben, damit dieselben, beim größern Publikum dem Büchlein eher Eingang verschaffend, jene unter ihrem Schutz den gebildeten Musikfreunden mit zutrügen. Neugierig wäre er endlich wohl auch, zu vernehmen, ob er, den man bisher meist ernst gesehen, in den „Taschenbüchern auf 1828" auch einen vernünftigen Spaß zu machen verstanden habe.

Mit mehr Scheu habe ich freilich einiges Rhyth-

mische angereiht; dergleichen ist heut zu Tage immer unverzeihlich. Doch tröste ich mich damit, daß man es in den Kauf obenein erhält, besonders aber, daß man den größten Polnischen Dichter gelegentlich dabei etwas kennen lernt.

Die

Tuchherren von England.

Novelle.

Die Tuchherren von England.

Novelle*).

1.

Es war ein rauher Octoberabend, an dem in der weiten Halle auf dem Schlosse von Shrewsbury die Gräfin und deren schöne Tochter Margaretha am helllodernden Kaminfeuer saßen, an den Verzierungen eines Wehrgehänges arbeitend für den Grafen, der bereits vor mehrern Tagen an den Hof König Heinrichs, des dritten Sohnes des großen Eroberers, dessen erster und liebster Vasall er gewesen, sich nach London begeben hatte. Das Wetter draußen war so unfreundlich, daß der gegen die hohen gothischen, oben im Bogen spitz zulaufenden Fenster anstürmende Wind den ämsigen Arbeiterinnen oft einen Luftzug durch die, zu damaliger Zeit noch unvollkommenen Scheiben zuschickte, und nicht selten Margarethens faltenreich über den Sessel zur Erde fallendes Gewand bewegte. Das Gefühl der Einsamkeit mußte unter solchen Verhältnissen und Umgebungen die Frauen um so mehr drücken, als erst am Morgen die Nachricht

*) Zuerst im Morgenblatt, Märzheft 1829.

hieher gelangt war, wie der ältere Bruder des Königs, Herzog Robert von der Normandie, dem die Erbfolge nach dem Recht gebührte, von seinem Zuge nach dem heiligen Lande zurückgekehrt und bereits wirklich in Rouen angelangt sey.

Die Liebe zur Heimath hatte den ritterlichen Robert bewogen, die ihm angebotene Königskrone von Jerusalem auszuschlagen; im festen Glauben, er werde sie annehmen, hatte nach dem Tode des ältesten Bruders, William Rufus, Heinrich, der jüngste, den Thron in Besitz genommen und mochte freiwillig nicht zurücktreten. So stand daher, da König Ludwig von Frankreich sich rüstete, dem Herzog Robert zu dem Throne von England wieder zu verhelfen, ein heftiger Bruderkrieg bevor. Ja es ging sogar das Gerücht, der Herzog halte sich am englischen Hofe bereits seit geraumer Zeit unter fremden Namen auf, um sich von der Lage der Dinge in England selbst genau zu unterrichten, was in sofern leicht Glauben verdiente, als er von Kindheit in der Normandie, Heinrich aber in England gelebt, die Brüder sich daher früher nie gesehen hatten, und die lange Abwesenheit Roberts in Palästina ihn selbst den Wenigen, die ihn als Jüngling gekannt, entfremdet haben mußte.

Das unheimliche Gefühl, welches stets bei der ersten Kunde von dem Herannahen eines der Allgemeinheit wichtigen großen Ereignisses in den Einzelnen sich erzeugt, ward für die Gräfin und ihre Tochter noch durch einen besondern Umstand gesteigert, der vornehmlich Margarethens sonst so blühendem Gesicht „des Gedankens Blässe angekränkelt" hatte.

„Am Ende bangen wir aber ganz ohne Grund, Margarethe," hub die Gräfin an und brach das schon seit Stunden auf beiden lastende trübe Schweigen; „eigentlich könnten grade wir ja uns über die dem Lande drohende Gefahr nur erfreuen. Warten des Königs doch nun ganz andere Sorgen, da es um eine Krone zu kämpfen gilt, daß er darüber gewiß den Dir doch nur aus vorübergehender Laune gethanen unziemlichen Liebesantrag ganz und gar vergessen muß. Und, was die Hauptsache ist, er wird jetzt auf alle Weise den Vater schonen müssen, da dessen Benehmen in dieser gefährlichen Lage das so vieler andern mächtigen Vasallen bestimmen wird."

„Ach," fiel ihr Margarethe in das Wort, „Du hättest Recht, Mutter, wäre die Botschaft früher gekommen, ehe der Vater nach London ging. Was kann aber in den langen acht Tagen nicht alles geschehen seyn!"

Eben suchte die Mutter noch mühsam nach einigen Trostgründen für die ängstliche Tochter, da dieselbe Vorstellung auch sie gepeiniget hatte, als plötzlich der alte Diener, der allein den Grafen nach London begleitet, triefend vor Nässe, — denn der Regen goß draußen jetzt in Strömen herunter, — in die Halle stürzte, aber athemlos nach Worten rang.

„Um Gottes Willen, wo ist der Graf, Euer Herr?" rief geisterbleich die Gräfin.

„Entflohen — nach Frankreich, zum Herzog Robert, nach Rouen" — keuchte der Diener; „der König wüthet. Einige Tage," fuhr er, als er sich etwas mehr erholt, fort, „einige Tage nach unserer Ankunft in London ließ der König uns beide in den Kerker werfen, weil mein

Herr, so konnte ich aus seinen Aeußerungen vernehmen, ihm ein ungebührliches Verlangen fortwährend geweigert; mich warf er mit hinein, damit Euch von Niemand Nachricht gebracht werden sollte und auch sonst die Leute nichts erführen. Aber gestern, als die Botschaft von Frankreich kam, gelang es uns in der Verwirrung die Hüter zu täuschen. Der Graf mußte in der höchsten Eile an die Küste. Mich schickte er her, Euch vor des Königs Zorn zu sichern. Er wird jetzt erbarmungslos gegen Euch verfahren. Sie sind mir schon auf den Fersen — Eure Habseligkeiten —"

„O Gott, zu spät!" jammerte Margarethe am Fenster laut auf. „Sie kommen, sie sind schon da!"

Hell erglänzten die Fenster vom rothen Scheine unzähliger Fackeln, die von dem Schloßhofe in die dunkle Nacht leuchteten. Mit schrecklichem Gepolter stürzte das große Hofgatter, das die entflohenen Wächter nicht augenblicklich geöffnet, ein; bald schallten die ehernen Tritte Reisiger in der Vorhalle. Betend war die Gräfin in der Mitte des Gemachs auf die Kniee gesunken, Margarethe, die sich mühsam an den Fensterpfosten aufrecht erhielt, lauschte in Todesangst der seltsam peinlichen Stille, die plötzlich eingetreten war. Bald darauf öffnete sich geräuschlos die Thüre und nur Ein hoher gewappneter Mann trat hastig allein in die Halle. Nachdem der Ritter, zu ihrem Erstaunen, die Thüre sorgsam vor der draußen stehenden Schaar zugedrückt, eilte er auf die beiden Frauen zu und fragte hastig, während er ehrerbietig den Helm vom Haupte nahm:

„Wo ist Graf Shrewsbury? noch im Schloß?"

Verwundert sah Margarethe auf die herrliche Gestalt, in das kräftige, von der Sonne gebräunte männliche Gesicht, auf die goldbraunen Locken, die, sobald er den Helm abgenommen, bis auf die Schultern herabfielen, und während die in der Verwirrung ungepflegte, halb erlöschende Flamme nur noch ein halbes Licht auf die übrigen Gegenstände warf, glänzte ein heller Widerschein noch auf der gepanzerten Gestalt, und hob diese aus den düstern Umgebungen, eher wie einen himmlischen Schutzboten, als wie den Schergen eines Tyrannen, heraus.

„Mein Herr ist nach Frankreich, der Rache des Königs entkommen," entgegnete auf seine Frage, mühsam sich aufrichtend, die Gräfin; „doch sein Weib und sein Kind liegen schutzlos vor seinem Zorne hier."

„So ist er mir zuvorgekommen!" fuhr der Ritter fort; „aber es freut mich doch, des Königs Auftrag übernommen zu haben, um mich einem so wackern Herrn, wenn auch auf andere Weise, zu verpflichten. Der König hat Euch Eurer Besitzungen beraubt, Gräfin Shrewsbury; der König will, Ihr sollt sogleich mit Eurer zarten Tochter allein das Schloß verlassen, damit Ihr, hülflos im Lande umher irrend, das Zeichen seines Zorns zum abschreckenden Beispiel zur Schau traget."

„Gott! in dieser rauhen Nacht!" rief Margarethe, sich nun ebenfalls neben die Mutter auf die Kniee hinwerfend, doch dabei vertrauungsvoll dem Ritter in die großen, mild strahlenden, blauen Augen blickend.

„Seid ruhig, Fräulein," erwiederte dieser, sich in ritterlicher Galanterie zu ihr herabneigend, und ihre Hand

erfassend; „des Königs ausdrücklicher Befehl muß zwar sogleich befolgt werden, weil seine andern Diener draußen darauf warten; aber ich kann Euch Zeit lassen, Euch mit Euern Kostbarkeiten zu versehen; mein Knappe soll Euch nach einem sichern Orte führen.“

Ein Geräusch hinter ihnen schreckte die Frauen auf, mit einem Schrei sank Margarethe zu Boden; der Ritter ließ sich auf ein Knie nieder, das Haupt so tief wie möglich herabgebeugt. Der König stand hinter ihnen. Zu viel hatte diesem unter den plötzlich eingetretenen Umständen, die jede andere Begier in den Hintergrund gedrängt, daran gelegen, den glänzendsten Beweis davon zu geben, daß das sich bereits verbreitende Gerücht von der wahren Ursache der Flucht des Grafen Shrewsbury ungegründet sey; er wollte darum selbst bei der Vertreibung Margarethens aus ihrem Vaterhause zugegen seyn, und war bald seinen Abgesandten nachgeeilt. Durch den dunklen Schein der Flammen bekam seine kleine Gestalt, namentlich im Vergleich mit dem anwesenden Ritter, ein unheimliches Ansehen. Wiewohl er glücklicher Weise dessen Worte nicht vernommen hatte, kniffen sich doch die kleinen Augen fast ganz zusammen, als er zu dem Ritter scharf betonend sagte:

„Hätte ich doch kaum gedacht, Herr Ralf, daß Ihr meinen Auftrag in so zierlicher Stellung ausrichten würdet; Eure Galanterie ist hier am unrechten Platze; nehmt Euch in Acht, daß ich nicht erfahre, ob der Eifer, mit dem Ihr Euch zur Vollziehung dieses Auftrags vordrängtet, mit derselben in Beziehung steht. Ihr werdet daher so lange in meiner Nähe bleiben, bis die Damen da allein ihren Weg angetreten haben.“

Ohne die geängsteten Frauen nur eines Blicks zu würdigen, deutete er den Reisigen an, hereinzutreten, gebot ihnen, sogleich seinen Willen hinsichtlich der Familie des „verrätherischen" Grafen zu erfüllen, und schritt dann mit Herrn Ralf durch die Reihen der Gewappneten, bald dem einen, bald dem andern freundlich zusprechend, zur Halle hinaus. Sobald er den Rücken gewandt, fielen die Krieger über die Frauen her und stießen die laut Jammernden, die nicht einmal ein schützendes Gewand mitnehmen durften, in die stürmische Nacht hinaus. Fürchterlich krachten hinter ihnen die Flügel des großen Thores, das zu der Zugbrücke des Schlosses führte und ihnen jedes Obdach vor dem in Strömen herabgießenden Regen verschloß. Lange noch tönte ihnen wie grausamer Hohn das Gejauchze der rohen Gesellen, die mit dem Könige im Schlosse blieben, aus der großen Halle nach, deren Fenster von dem auf ihrem heimischen Kamine von fremden Händen neu angeschürten Feuer hell leuchteten. Nach stundenlangem Herumirren fanden sie auf dem Felde, dicht an der Straße, eine allein stehende Wachhütte und in ihr ein kümmerliches Strohlager. Erschöpft, durchnäßt, sanken sie hin; doch in Margarethens Seele lebte noch tröstend das Bild des Ritters, der sie so freundlich hatte retten und schützen wollen.

2.

Am andern Morgen, eben als die Sonne über die Hügel blickte und die Zinnen des Schlosses und die Gipfel der hohen Bäume röthete, und die Opfer seines

Grimmes noch troß ihres Elendes ruhig in der ärmlichen Feldhütte schlummerten, sprengte König Heinrich schon sorgenvoll mit seiner Schaar über die Zugbrücke auf der Straße nach Wales hin, da die Bewohner der Grenzmarken in jenem ewig unruhigen Lande sogleich nach der Kunde von der Rückkehr des Herzogs die Fahne des Aufruhrs erhoben hatten; um so sorgenvoller, als jener Ritter, den er am gestrigen Abend zur Vertreibung der Familie des Grafen Shrewsbury abgeschickt, ebenfalls während der Nacht aus dem Schlosse entflohen war. Hell glänzten die Waffen und Rüstungen im Sonnenschein; bald keuchten und schäumten die Rosse der eiligen Reiter, als nach einigen Stunden den Zug ein unerwarteter Umstand plötzlich aufhielt.

An einer Hecke, wo kein Vorbeikommen war, kam dem Könige eine große Menge mit Tuch beladener Wagen entgegen, die nach London fuhren, und da dieselben nicht aufhörten, und immer wieder einer um die Ecke kam, da man gehofft, jeder werde der letzte seyn, fragte der König verwundert, wem sie gehörten.

„Dem Thomas von Reading," antworteten die Fuhrleute. Nach einiger Zeit fragte Heinrich wieder:

„Wessen Tuch ist denn das?"

„Des alten Readings," antworteten sie wieder, und als er abermals an Verschiedene diese Frage wiederholte, erhielt er immer zur Antwort: „Des alten Readings." Da die Wagen sich auf mehrere Hundert beliefen, so verging beinahe eine Stunde, ehe sie vorüber waren und er Raum gewinnen konnte, seine eilige Reise wieder fortzusetzen. Wohl regte sich oft der Zorn in dem Ungeduldigen, doch

unterdrückte denselben das Staunen über solchen Reichthum. Als er einige Meilen weiter gesprengt war, begegnete er wieder einem Trupp Wagen, ebenfalls mit Tuch beladen, und als er auch hier wieder neugierig fragte, wem sie gehörten, erhielt er diesmal zur Antwort:

„Dem Hauswirthe Sutton von Salisbury, guter Herr.“

Und nachdem eine Reihe vorüber, fragte er noch einmal: „Wem gehört das Tuch?“ und „dem Sutton von Salisbury,“ riefen die Fuhrleute. „Gott schicke mir doch viele solche Sutton's und Reading's,“ rief da der König, als auch diese Wagen wieder vorüber waren. Aber je länger er seine Reise nach Westen fortsetzte, je mehr und mehr solcher Wagen begegneten ihm. „Denn in dieses Königs Tagen,“ sagt das alte Volksbuch (Thomas of Reading), nach welchem wir treu diesen Umstand berichten, „wurde das Tuchmacherhandwerk in gar großem Schwunge betrieben. Ja man konnte annehmen, daß die Hälfte des ganzen Volkes davon lebte und sich so wohl dabei befand, daß es wenig oder gar keine Bettler gab, welche dem Gemeinwesen zur Last lagen. Die armen Leute, welche Gott gemeiniglich mit den meisten Kindern segnet, vermochten dieselben vermittelst dieses Gewerbes so weit zu bringen, daß sie im sechsten und siebenten Jahre schon ihr Brod selbst zu verdienen im Stande waren. Aber vorzüglich neun Männer lebten da, wegen ihrer großen Tuchfabriken im ganzen Lande berühmt und geehrt, unter ihnen vornehmlich Thomas von Reading, Sutton von Salisbury, Gray von Worcester im Westen und Hodgekins von Hallifax im Norden.“

Da der König zum erstenmale so auffallend von der großen Ausdehnung der Betriebsamkeit dieser Leute unterrichtet wurde, bedachte er, was so mächtige Leute für Werth für ihn haben könnten, wenn er sich dieselben verpflichtete. Er sah klar, wie er sich hauptsächlich jetzt die Gunst der Gemeinen zu sichern habe, gab daher an dem letzten Wagen den Befehl, die reichen Tuchherren sollten gleich nach seiner Rückkunft nach London vor ihm erscheinen, wandte sich dann zu seinen Begleitern und rief diesen voll Erstaunen zu:

„Bis jetzt dachte ich immer, ihr Herren, England sey mehr tapfer als reich; doch nun sehe ich wohl, sein Reichthum hält seiner Tapferkeit die Wage. Da lohnt es sich um so mehr der Mühe, mit dem Schwerte zu behaupten, was ich habe. Könige und Liebesleute leiden einmal keine Gefährten; drum laßt meinen Bruder Robert nur denken, er sey König durch Geburt, bin ich es doch durch Besitz.“

Und so zog er mit noch mehr Eifer weiter gegen die unruhigen Grenzbewohner.

3.

Als die Sonne höher gestiegen war und ihre warmen Strahlen bereits in die Oeffnungen der Hütte, in welcher die unglücklichen Frauen ruhten, hineindrangen, erwachte zuerst Margarethe. Staunend, sich noch in einem bösen Traume wähnend, saß sie lange Zeit aufrecht und rieb sich die von den Thränen des Abends noch müden Augen, um zum Bewußtsein zu erwachen. Aber als

sie einen Blick auf die bleiche, vor Ermattung noch schlummernde, Mutter geworfen, kam ihr die Erinnerung an die schreckliche Vergangenheit wieder. Trostlos wankte sie hinaus, um zu sehen, wohin sie im Dunkel der Zufall geführt, und blickte bang in die reiche, friedlich im Sonnenschmuck liegende Welt, von der ihr und ihrer unglücklichen Mutter allein nichts mehr angehörte.

Da sah sie nicht weit von sich auf der Straße drei Reiter, in einfache graue Tuchwämser gekleidet, fröhlich scherzend und singend daher kommen. Nichts weniger als Furcht flößte ihr Aussehen der Jungfrau ein, aber das noch so neue, ungewohnte Unglück hatte sie die tiefe Schaam, als eine Hülflose vor fremden Menschen dazustehen, noch nicht unterdrücken und überwinden gelehrt. Daher floh sie schnell wieder in die Hütte. Aber die drei alten Herrn — es waren die auf einem andern Wege ihren Wagen zur Messe nach London nachreisenden reichen Tuchherren aus Westen — hatten alsbald verwundert das nach Art der vornehmsten Leute in faltige Gewänder gekleidete weibliche Wesen erblickt, und nahten sich der Hütte, neugierig, zu erfahren, was dasselbe zu einem solchen Aufenthaltsorte bewege. Als sie vom Pferde sich herabbückend hineinschauten, sahen sie, wie Margarethe die eben erwachte, von Fieberschauern geschüttelte, erschöpfte Mutter von dem elenden Lager in die Höhe richtete, und als das Mädchen, von dem Geräusch erschreckt, sich umwandte, sah sie schon einen der Reiter, der augenblicklich vom Pferde gestiegen war, dicht neben sich stehen. Das väterliche, unter den schneeweißen Locken, die aus der engen Tuchmütze hervorquollen, so ehrwürdig blickende Ant-

litz gab dem Mädchen Muth, wenn auch unter Thränen und oft stockend und erst von dem leidenden Blick der Mutter zum Fortfahren ermuntert, ihren Kummer zu erzählen, und immer mehr fühlte sie sich dabei getröstet, als sie die milden Augen des Alten nach und nach feucht werden sah.

„O, das ist ja jämmerlich zu hören," rief der alte Gray von Glocester, und der wunderbare Liebreiz der Jungfrau übte einen so mächtigen Zauber auf ihn, daß er, die kranke Mutter einen Augenblick ganz vergessend, in seiner treuherzigen Weise, mit lieblichem Lächeln zu Margarethen herantrat, ihr die zarten Wangen sanft strich, mit den Locken spielte, und im weichsten Tone sagte: „Weine nicht mehr, liebes Kind, es wird sich ja wohl noch ein Heerd im Lande für Dich wärmen. O, kommt, edle Frau," fuhr er, sich zur Gräfin wendend, fort, die sich mühsam an ihrer Tochter Seite aufrecht zu halten strebte, „kommt, steigt auf mein Pferd; das Wirthshaus in Colebroke, wo wir gut angesehen sind, ist nicht mehr weit. Dort könnt Ihr Euch vor der Hand erwärmen und erholen."

Freudig nahmen die Unglücklichen das Anerbieten an, und der alte Mann, so sehr er auch seine beiden Reisegefährten, welche die Erzählung mit angehört, die Köpfe schütteln sah, hob die Gräfin auf sein Pferd, nahm die schüchterne Margarethe an die linke Hand, während er mit der andern das Pferd führte und dessen Last unterstützte, und schritt mit ihnen so eilig vorwärts, daß er gar nicht bemerkte, wie seine Begleiter absichtlich weit zurückblieben. Als sie endlich an das Wirthshaus gelang-

ten, stand der Wirth, der sie schon von Weitem erblickt hatte, mit einem pfiffigen Gesichte in der Thüre.

„Nun, Herr Gray," rief er ihnen entgegen, „das muß ich sagen, so ein alter Herr! Ei, ei, ein feiner Geschmack! Wo habt Ihr denn —"

„Schweig, Lästermaul!" unterbrach ihn der ehrwürdige Tuchherr, „es sind Unglückliche, die ich unterwegs gefunden; mach' gleich ein tüchtiges Feuer im Kamin," fuhr er fort, während er die schwache Gräfin vom Pferde herabhob.

„Unterweges gefunden?" rief schnell der Wirth, dem ein Licht aufging, sprang mit einem Satze ins Haus, warf eiligst mit lautem Krachen die Thüre zu, und als sich der Alte erstaunt umsah, erschien des Wirthes Gesicht am halb geöffneten Fenster wieder. „Herr Gray," rief er ihm entgegen, „ich weiß, Ihr habt Münze genug in Eurem Seckel, um allenfalls mit großen Herrn eine Suppe auszuessen und dumme Streiche zu bezahlen; aber mich laßt mit Euern Unglücklichen da ungeschoren," worauf er eben so schnell das Fenster wieder zumachte.

Das laute Schluchzen Margarethens, das leise Wimmern der kranken Mutter, die erst jetzt sich ihres großen Elends recht bewußt wurden, und wie die Erzählung ihres Unglückes, das sonst die Herzen der Menschen dem Mitleiden öffnet, jeden von ihnen scheuchen und zum Dank für seinen Beistand in Gefahren bringen müsse, hielt den Alten ab, weiter seinen Zorn über die niederträchtige Feigheit auszulassen. Er warf nun schnell der Gräfin seinen Tuchmantel über, hob sie wieder mühsam aufs Pferd und sagte: „Dacht' ich doch nicht, daß der

Schurke auch schon von dem Vorfall gehört habe; aber es soll ihnen nichts helfen, ich weiß hier in der Nähe noch Leute, die sich um den König nicht einen Pfifferling kümmern. Es sind zwar schmutzige Gesellen, und es ist wohl noch ein Stückchen hin; aber Noth kennt kein Gebot.“ So eilte der muthige Alte, ohne sich für jetzt noch in seinem schönen Eifer irre machen zu lassen, auf einem düstern Wege dem Dickicht eines nahe liegenden Gehölzes zu. Nachdem sie sich wohl eine Stunde durch das Gebüsch durchgearbeitet, hielten sie vor einem schwarzen schmuzzigen Hause, an dessen Thüre indeß ein ziemlich reinlich gekleidetes altes Weib ihnen entgegen kam, deren häßliches Gesicht sich in ein Grinsen verzog, als sie die neuen Gäste musterte. Doch Herr Gray that ihrer Zunge sogleich Einhalt, indem er ihr entgegen rief: „Ist Wallis zu Hause?“

„Schon drei Wochen ist er fort,“ versetzte die Alte; „er hält das Euch gegebene Versprechen, so viel Mühe es ihm macht, und treibt jetzt blos oben im Norden sein Geschäft.“

„Ein sauberes Geschäft das,“ unterbrach er die Alte, „den Leuten das Tuch zu stehlen. Aber Ihr habt doch nicht vergessen, wie ich den Mann beschützte und frei ließ, als er uns in die Hände gefallen war?“

„Hätte er's vergessen, würdet Ihr's wohl an Euern Trockenfeldern gemerkt haben.“

„Nun, Ihr könnt mir jetzt wieder einen Dienst leisten,“ fuhr Herr Gray fort, während er der Alten einen schweren Beutel in die Hand drückte. „Die Frauen hier haben des Königs Ungnade unverschuldet auf sich gezogen;

nehmt sie so lange bei Euch auf, bis die Gefahr vorüber ist und ich sie ohne Scheu in mein Haus aufnehmen kann."

„Ja, ja," sagte die Alte, den schweren Beutel wohlgefällig wiegend, „eine Hand wäscht die andere; es kommen wohl Zeiten, wo die reichen Herrn auch unser einen brauchen können."

Darauf ward die kranke Gräfin in das ärmliche Haus hineingetragen, und als sie nur einigermaßen mit dem Nöthigen versorgt schienen, entriß sich der Alte den Danksagungen Margarethens, um schnell zum Wirthshause wieder zu eilen und seine Gefährten noch anzutreffen. Auf dem Wege dahin bedachte er ernstlich, wie die Könige, bis jetzt mit steten Kriegen beschäftigt, die Rechtspflege für die friedlichen Unterthanen so ganz außer Acht gelassen, daß Diebstähle und Räubereien kaum anders, als durch die stets gefährliche Selbsthülfe zu verhindern waren, und er, als er den berüchtigten Wallis in seine Gewalt bekommen hatte, froh seyn mußte, mit ihm den erwähnten Vertrag, den das Ehrgefühl dieser Räuber in jenen Zeiten stets hielt, schließen zu können. „Und was für schlimme Aussichten bei dem neuen Kriege!" rief er eben aus, als er das Wirthshaus vor sich liegen, aber mit Schrecken den wohlbekannten weißen Stab des Scheriffs daran lehnen sah.

„Was giebt's denn dort?" rief Gray einem ihm begegnenden Manne zu.

„Der Scheriff, Herr," erwiederte dieser, „macht eben dort laut bekannt, daß mit Leib und Gut dem Könige verfallen sey, wer des verrätherischen Earl von Shrewsbury Weib und Kind bei sich aufnimmt."

Da hielt es Herr Gray sowohl zu seiner als seiner Schützlinge Sicherheit für angemessener, so müde und hungrig er und sein treues Thier auch waren, sogleich die Straße nach London einzuschlagen, und auf dem Wege dorthin seiner Freunde an einem andern Orte zu harren.

„Ei, ei, Herr Gray," sagte zu ihm der vorsichtige Thomas von Reading, als diese wieder mit ihm zusammentrafen, „da ist Euch der Kopf recht davon gelaufen! Das kann ein schlimmer Handel für uns alle werden; man weiß ja, wie wir eine Brüderschaft zusammen ausmachen. Der König braucht jetzt Geld zum Kriege; da wird er denn froh seyn, einen Vorwand zu haben, um unsere Seckel tüchtig auszupressen." — Wie heftig erschracken daher Herr Gray und seine Gefährten, als man ihnen einige Tage nach ihrer Ankunft in London den Befehl ausrichtete, den der König auf seinem Zuge nach Wales gegeben, vor demselben zu erscheinen.

4.

Glücklich und schnell war dieser von seinem Zuge zurückgekehrt, und saß an dem bestimmten Tage, die Huld, die er den reichen Tuchherren angedeihen lassen wollte, recht fühlbar zu machen, auf seinem, mit purpurnem Sammt ausgeschlagenen, von Goldborten und Brocat strotzenden Throne unter einem hohen Baldachin in dem großen, geschmückten Wappensaale, und blickte verwundert auf die fast bäuerisch aussehenden, furchtsam und verlegen mitten in der von den Edlen und Dienern über-

füllten Halle dastehenden drei Tuchherren, Thomas von Reading, Gray von Glocester und den ungeschlachten Hodgekins aus Hallifax im Norden, welche im Namen der „neun würdigen Hauswirthe,“ wie sie im ganzen Lande hießen, gekommen waren, des Königs Willen zu vernehmen.

Nach einer ängstlichen Pause hob Heinrich also zu ihnen an: „Gewiß habt Ihr gehört, Herren, wie ich so eben mit Gottes Hülfe aufrührerische Unterthanen die Strenge meines Zornes fühlen ließ, und auch von dem Spruche gegen den schändlichen, undankbaren Earl von Shrewsbury ist Euch wohl auf Eurem Wege nach London zu Ohren gekommen.“

Hier fuhren die Männer erschrocken zusammen, als der König absichtlich eine Weile inne hielt. Wie angenehm war dagegen ihr Erstaunen, als er unerwartet fortfuhr:

„Ich weiß aber auch, Ihr Herren, daß die Stärke des Königs zugleich in der Liebe und Freundschaft seines Volkes beruht, und daß der am sichersten sein Reich regiert, der Gerechtigkeit mit Gnade verbindet. Ehe ich daher nach Frankreich eile, um den Kampf um den Thron zu beginnen, möchte ich meinem Volke noch einen Beweis geben, wie ich dieser Ueberzeugung in der That stets zu folgen gesonnen bin. Da ich nun auf meiner Reise gesehen habe, wie ihr, die Tuchbereiter von England, dem Gemeinwesen von so großem Nutzen seyd, so wünsche ich jetzt aus Eurem eigenen Munde zu erfahren, ob Euch vielleicht noch etwas nicht gewährt seyn mag, was Eure Thätigkeit zu fördern im Stande, oder ob noch etwas,

was dieselbe hindert, vorhanden ist. Herzlich wünsche ich Euer Gewerbe zu fördern; darum saget nur frei heraus, was Ihr begehret."

Auf diese Worte fielen die drei Tuchherren vor ihm auf die Knie nieder, und Thomas von Reading sprach:

„Eure Huld, gnädiger Herr, gegen so gemeine Leute möge der Himmel Euch vergelten; aber da wir auf eine solche sowohl selbst nicht vorbereitet sind, als auch nicht wissen, was unsere andern Gesellen hierin meinen, und daher gern mit diesen uns darüber besprächen, so wollet uns gnädig einen Tag Bedenkzeit zur Antwort erlauben."

„Ich habe Eile, Ihr Herren, nach Frankreich, wie Ihr wißt," entgegnete Heinrich; „doch Euer Verlangen ist billig, und so will ich mich noch einmal mit Eurem Wohl beschäftigen, da ich es vielleicht lange Zeit nachher nicht werde können."

Darauf entließ er die ehrerbietig sich Verneigenden, die mit freudigen Mienen nach Hause eilten.

Als sie am andern Morgen wieder vor dem Könige in der Halle standen, die von noch weit mehr Zuschauern angefüllt war, welche neugierige Blicke auf die Tuchherren richteten, trat Thomas von Reading, durch des Königs Gnade ermuthigt, mit edlem Anstande vor, neigte sich und sprach:

„Als die erste Gnade, edler Herr, von Euch demüthig zu bitten, sind wir übereingekommen, Ihr wollet gnädig befehlen, daß im ganzen Lande die Tuchmaaße von einerlei Länge seyn möchten; denn jetzt, Herr, hat jede gute Stadt ihr eignes Maaß; das hat denn die große Beschwerlichkeit, daß wir sie nicht alle im Gedächtniß be-

halten können, und daher sehr oft bei unsern Rechnungen in große Verwirrung und Verlegenheit kommen."

Hier hielt der Sprecher inne, und eine tiefe Stille im Saale bewies, wie neugierig alle auf des Königs Antwort lauschten. Aber Heinrich befahl einem Diener, einen dünnen Stock herbei zu bringen, maß denselben nach seinem Arme, brach ihn dann selbst so weit ab, und übergab ihn an Reading mit den Worten:

„Dieß Maaß soll fortan überall eine Elle seyn, und im ganzen Königreich England kein anderes Maaß, als dieses, gelten; wir werden befehlen, daß alle Leute nach ihm kaufen und verkaufen, und daß jeder, der unsere Unterthanen mit einem andern Maaße behelligt, eine Strafsumme dafür an unsern königlichen Schatz bezahle."

Ein allgemeines Beifallsmurmeln im Saale begleitete die Worte des Königs, und nachdem die Tuchherren sich wieder dankend verneigt, fuhr Thomas von Reading folgenderweise fort:

„Der zweite Umstand, gnädiger Herr, der uns bekümmert und Schaden bringt, ist, daß die Leute in London kein gespaltenes*) Geld nehmen wollen und wenn es von noch so gutem Silber ist. Nun nehmen wir Tuchmacher und auch wohl andere Leute große Geldsummen ein und bekommen darunter viel gespaltenes Geld mit; wir geben es aber immer einzeln an unsere Arbeiter wieder aus, und so können wir gar vieles nicht in Umlauf bringen, was nun todt und nutzlos in unsern Händen bleibt."

---

*) Mitten durch geschnittene Münzen, die noch heut zu Tage in England sich finden sollen.

„Was das betrifft," entgegnete nach einigem Nachdenken der König, „so weiß ich wegen meiner plötzlichen Abreise nicht anders diesem Uebelstande abzuhelfen, als daß ich einen Befehl ergehen lasse, daß vor der Hand kein anderes als gespaltenes Geld umlaufen solle, und alles Geld im ganzen Lande gespalten werde. Habt Ihr so Euern Vorrath umgesetzt, so wird sich später Alles wieder ausgleichen lassen."

Diese Entscheidung ward mit gleichen Zeichen der Verwunderung über des Königs Klugheit aufgenommen; doch nun fuhr Thomas von Reading schüchterner fort:

„Nun hat aber unser Freund Hodgekins hier noch ein absonderliches Anliegen. Die Stadt Hallifax liegt da so weit oben im Norden und hat von den Grenzräubern, die ihnen stets das Tuch von den Feldern, wo es zum Trocknen auch über Nacht bleibt, wegstehlen, ganz außerordentlich viel zu leiden und hilft nichts gegen die Schlauheit und Verwegenheit der Diebe, da das Gesetz keine Beamten aufstellt, sie zu strafen. Da wollte er Euch denn bitten, gnädiger Herr, es möge Euch gefallen, der Stadt Hallifax, die größtentheils vom Tuchmachen lebt, das Privilegium zu geben, daß sie Jeden, den sie über einem Tuchdiebstahl ergriffen, ohne weitere Untersuchung auf der Stelle aufhängen dürften; das, meint' er, würde sie schon abschrecken."

Während Reading dieses letzte Gesuch halb stotternd hervorbrachte, nickte der große Hodgekins bei jedem Satze mit dem Kopfe, sah dabei den Sprecher mit offenem Munde und neugierig aufmerksamem Gesichte an und drehte dabei seine Tuchmütze beständig in den Händen hin

und her. Aber sobald Reading geendet, erhob sich ein lautes Murmeln des Unwillens im ganzen Saale.

„Ihr seht," hob der König zu dem ihn anglotzenden Hodgekins an, „Eure Bitte wird gar schwer zu erfüllen seyn; noch ist ein solches gewaltsames Verfahren in England unerhört und Ihr vernehmt, wie das Freiheitsgefühl meiner übrigen Unterthanen sich dagegen empört."

„Aber, Herre," fiel ihm der eckige Nordländer in seinem schrecklichen Dialekte in die Rede, „'s wird anders nicht besser." — Als hierbei ein lautes Gelächter ausbrach, wandte er sich nach Art gemeiner Leute statt an den König an die Zuschauer, gestikulirte mächtig mit seinen langen Armen und führte sein Thema weiter aus. Nachdem der König mit einem Winke den erhobenen Lärm gestillt, wandte er sich gegen seine Vasallen und sprach:

„Ihr Herren, des Mannes Gesuch ist so ungerecht nicht, als es Euch vorkommt; wenn sein Tuch so oft gestohlen wird und die jetzigen Gesetze dagegen nichts vermögen, und die Räubereien, wie ich auch anderwärts höre, so überhand nehmen, da ist es wohl, denke ich, Zeit, daß nach und nach eine schärfere Strafe gegen übelgesinnte Leute eingeführt wird. Ihr wollet bedenken, edle Herren, daß der friedliche Unterthan, der nicht, wie Ihr, die Macht hat, sich selber zu schützen, einen Schutz beim Könige finden muß, zumal diese Leute hier, die das Land so in Reichthum und zu Ehren bringen. Darum wird es, hoffe ich, Euch nicht befremden, wenn ich der Stadt Hallifax, jedoch nur ihr allein und mit Beschränkungen, die noch näher anzugeben sind, das gesuchte Privilegium ertheile."

Eine tiefe Stille erfolgte nach diesem Spruche im Saale; Niemand regte sich, außer Hodgekins, der vor Freuden ein Bein nach dem andern erhob, sein eckiges Gesicht zu einem Grinsen verklärte, seine Gefährten mit den Ellenbogen anstieß, und mit handgreiflichen Pantomimen zu verstehen gab, wie es den Spitzbuben nun ergehen solle.

„So," schloß der König, zu den Tuchherren gewandt, „habe ich für jetzt Eure Bitten gewährt; solltet Ihr aber noch irgend etwas finden, was Euch beschweret, so legt es mir nach meiner, so Gott will, glücklichen Heimkehr vor."

Nach diesen Worten erhob er sich von seinem Throne, während die Tuchherren auf den Knieen lagen und laut für den glücklichen Erfolg des Unternehmens des Königs in Frankreich beteten. Nachdem sie aufgestanden waren, sich verabschiedet hatten und noch an der großen Pforte sich befanden, rief ihnen Heinrich noch nach:

„Ich will Euch, nach meiner Rückkehr, selbst besuchen, um Eure wundersamen Werkstätten, von denen ich jetzt so viel gehört, selbst in Augenschein zu nehmen."

Des Königs Benehmen, da er unter so bedenklichen Umständen die Denkungsweise seiner Vasallen in einem Punkte verletzte, und sich eben damit die Liebe der Gemeinen errang, war um so berechneter, als seines Bruders ritterliches und kriegerisches Wesen ersteren ohnehin weit mehr zusagen mußte, und er darum sich von anderer Seite ein Gegengewicht zu verschaffen genöthigt sah. Der Ausgang mußte alle seine Erwartungen noch übertreffen.

„Liebe Gesellen," sprach der umsichtige Reading,

als die Freude über die Nachricht von der Gewährung ihrer Bitten, besonders aber über die ferneren Verheißungen des Königs ihm zum Worte zu kommen erlaubte, „liebe Gesellen, Ihr sehet alle, wie viel uns daran liegen muß, einen so günstigen König zu erhalten. Alles müssen wir bei einem Tausche verlieren. Der Herzog Robert ist ein feiner, ritterlicher Herr, aber nur in Lagern und Schlachten erzogen, und hat gewiß für das Treiben friedlicher Unterthanen wenig Sinn. Darum sehet jetzt ein tüchtiges Stück Geld nicht an; 's ist ein vorgeschossener Posten, der nachher unsern Kindeskindern noch reichliche Zinsen trägt, wird das Gewerbe ganz sicher und geschützt durch den König. Darum laßt uns alle eilig nach Hause gehen und in die Kästen greifen; der König braucht Geld, Waffen, Kriegsvorräthe, wir wollen's ihm schaffen; aber er wird noch mehr wackere und treue Streiter brauchen. Darum gehe jeder heim, suche die handfestesten Arbeiter aus den Fabriken aus, und solche Leute, deren Weiber und Kinder bei uns Unterhalt und Nahrung finden; stelle allen vor, wie ihnen eben sowohl, als uns daran liegen muß, daß der König, der unser Gewerbe schützt, die Oberhand gewinne, und ihnen und ihren Familien, die wir alle in besondern Schutz nehmen, ferneres Gedeihen, das auf dem Spiele steht, sichere."

Mit allgemeinem Beifallrufen ward des alten Readings Rath angenommen, und sogleich zerstreuten sich sämmtliche Tuchherren in ihre Heimath, eiligst die Rüstungen zu Stande zu bringen. Und als sie eben mit denselben zu Ende waren, kam die Nachricht, wie der Kö-

nig von England durch die Uebermacht des französischen Königs und die Tapferkeit seines Bruders in das äußerste Gedränge gerathen sey. Da eilte Reading zum Bischofe von Salisbury, den der König während seiner Abwesenheit zum Verwalter des Reichs eingesetzt hatte, und stellte dem von jener Nachricht, die bereits überall Verwirrung verbreitet hatte, höchst erschrockenen Manne zu dessen freudigem Erstaunen nicht nur eine beträchtliche Summe Geld, eine große Masse von Waffen und Kriegsvorräthen, sondern auch eine höchst bedeutende Schaar von ausgerüsteten Truppen zur Verfügung, die sich auf das Gebot der Tuchherren bereits an den Küsten, zum Einschiffen bereit, gesammelt hatten. Eiligst wurde diese, von Eifer und Treue für den bedrängten König brennende Schaar, mit dem vom Bischof noch mit dem Gelde und den Waffen, welche ihm Reading zugestellt, ausgerüsteten Hülfskorps vereint, nach Frankreich eingeschifft, und die heißesten Segenswünsche der Tuchherren begleiteten die von einem günstigen Winde geschwellten Segel der Flotte.

5.

Alle diese Vorgänge hatten dem alten Gray die in der Waldwohnung zurückgelassenen Schützlinge entweder aus dem Gedächtniß gebracht, oder die nun bedenklicher gewordene Gefahr, verbunden mit den Zureden der mit ihm verbrüderten Freunde und der inneren Scheu, einem ihnen allen so gnädigen Könige so auffallend zuwider zu handeln, hatte sein Mitleid übertäubt, das ohnehin das liebliche, unschuldige Gesicht Margarethens nicht mehr

aufregte. So verging der ungeduldig Harrenden eine trübe Woche nach der andern, und immer erschien der Ersehnte nicht, der sie aus diesem unheimlichen Aufenthalte erlösen sollte. Die Verstoßene stand ohnehin bereits ganz allein in der weiten fremden Welt. Denn alsbald, nachdem der ehrwürdige Tuchherr sie verlassen, war die geliebte Mutter dem Kummer, den Folgen der Kälte und Nässe unterlegen und in den Armen der trostlosen Tochter, deren jugendlicher Körper unangegriffen geblieben war, verschieden, diese allen Unbilden der Zeit und der Menschen hinterlassend. Dazu kam, daß sie stets vor der Heimkehr Wallis, des „Räubers,“ zitterte, während ihr täglich die nun auch von den nähern Umständen unterrichtete Alte vorsagte, wie eine Rückkehr des alten Gray nun und nimmermehr zu hoffen sey. So lange jedoch das Geld, das der ehrwürdige Tuchherr ihr zurückgelassen, dauerte, behandelte die unheimliche Alte sie freundlich und ließ es ihr an den nothdürftigsten Dingen nicht fehlen.

„Ich hab's dem Herrn versprochen,“ sagte sie jeden Mittag, wenn sie die Schüssel mit der schwarzen Kräutersuppe auf den Tisch setzte, und dem zierlichen Händchen den großen hölzernen Löffel, aus dem das Mädchen mehr trinken als essen mußte, hinschob.

Als sich jedoch der Beutel länger und länger zog, ward die Alte mit jedem Stücke, das sie herausnahm, immer mürrischer, und sobald sie das letzte in der Hand hatte, kündigte sie unbarmherzig Margarethen an, daß sie nun das Haus verlassen müsse.

Als so die Jungfrau, die Hände ringend, vor ihr

stand, war es ihr Glück, daß das Kleid, das sie anhatte, noch immer ein Gegenstand der Begehrlichkeit für die Alte war, denn schwerlich wäre sonst ihre Theilnahme so weit gegangen; so nahm sie aber Margarethen bei der Hand und sagte:

„Seht, Jungfrau, bei mir behalten kann ich Euch nicht, aber einen guten Rath will ich Euch noch mitgeben. Mit Eurer Herrlichkeit ist's aus, und der Staat, den Ihr da anhabt, muß Euch nur verrathen; darum gebt ihn mir, ich will Euch dafür einen tüchtigen Friesrock und ein graues Mieder geben und ein Paar ordentliche Holzpantoffeln, die Euch ohnehin besser über den Schnee draußen wegbringen werden. Dann fragt nach der Stadt Glocester; es sind keine zwei Tagreisen. Da gehen jetzt viele schmucke Bursche und Mädchen zum Martinimarkt hin, die keinen Dienst haben und sich einen suchen. Sie halten den Markt alle Jahre eigens deshalb und die Leute, die einen Knecht oder eine Magd brauchen, stellen sich auch dort ein. Vielleicht bekommt Ihr da einen Dienst, und wenn Ihr arbeiten wollt, wie unser eins, werdet ihr nicht umkommen."

Was blieb der Schutzlosen anders übrig?

Als sie mit den schmerzlichsten Gefühlen ihr gewohntes Kleid abthat und die groben Gewänder umlegte und die Hülfe der Alten dabei bedurfte, ahnte sie wohl nicht, wie sie noch einmal so die Kleider wechseln und noch gar prächtigere gegen noch weit ärmlichere umtauschen würde! So trat sie denn früh Morgens weinend von der Schwelle, von Neuem verstoßen, die zarten Glieder in die groben Bauerkleider gehüllt, in das Dickicht des Waldes hinaus

und versuchte mit den großen Holzschuhen mühsam in die Fußstapfen zu treten, die ein Waldschütz schon vor ihr nach dem Wirthshause in Colebroke, wohin sie auch zuerst mußte, in den tiefen Schnee gemacht hatte. Doch funkelten kleine Sternchen in überreicher Masse auf dem Schnee im Morgensonnenschein, und wenn ihr auch manchmal die von der Last tief herabgebeugten Tannenzweige in das zarte Antlitz schlugen, wenn die Fußstapfen zu tief durch das Gebüsche führten, so fühlte sich doch das ewig hoffnungsreiche jugendliche Herz in der frischen Morgenluft fast wohler, als es ihm in der schwarzen Stube der unheimlichen Alten je geworden war. Und als sie endlich die gebahntere Landstraße erreichte, die ihr Begegnenden sie ungefährdet, ja meistentheils freundlich grüßend, ihres Weges ziehen ließen und des Abends die sittsame Dirne überall freundliches Obdach fand, ja Niemand sie dabei neugierig ausfragte, wurde sie froher Hoffnung voll und sah endlich am dritten Tage die Thürme der Stadt Glocester aus dem weiten Schneefelde vor sich aufsteigen.

Doch als sie von weitem die Menschenmasse auf einer Wiese vor der Stadt erblickte, sank ihr wieder der Muth. Erst jetzt fiel es mit Centnerlast ihr aufs Herz, die immer schwerer wurde, je näher sie dem Orte kam, wie sie die groben Arbeiten, die man von ihr fordern würde, niemals getrieben habe, zu ihnen gar bald untauglich befunden und entweder ihr Stand entdeckt, oder sie doch wieder von Neuem werde ausgestoßen werden.

Muthlos, erschöpft, setzte sich Margarethe an der Heerstraße nieder und betrachtete weinend die zarten, schneeweißen Hände, die Hauptverräther ihres Standes.

Von hier aus vermochte sie das geschäftige Gewühl des Marktes zu erblicken, und vernahm seufzend das Jubeln der Bursche, das Lachen der Mädchen, die, im Vertrauen auf ihre groben Geschicklichkeiten, einem gewissen Unterkommen entgegen sahen. Wie beneidete die Unglückliche jede Magd, die an ihr vorüber ging, um ihre groben, von der Arbeit harten Hände, um den weiten, kräftigen Schritt! Viele gingen achtungslos vorüber, endlich aber traten zwei freundliche Mädchen zu ihr neugierig heran, und die eine fragte: „Warum weinst du denn? sind denn heute die Dienste schon alle weg?"

„Ach nein!" erwiederte Margarethe, „ich habe es noch nicht versucht; ich fürchte mich so; die Eltern sind mir eben erst gestorben; da weiß ich so gar nicht Bescheid und möchte nicht gern unter gar so hartherzige Leute kommen. Könnt Ihr mir nicht sagen, wo wohl der beste Dienst ist?"

„O, wenn Du spinnen und weben kannst, wie ich denke," fiel die andere ein, „da ist kein besserer als bei den Tuchmachern."

Da weinte Margarethe heftiger und sagte: „Ach, das kann ich nicht."

„Was kannst Du denn?" fuhr jene fort.

„Nichts als nähen und sticken, und ein Bischen auf der Laute spielen und lesen."

„Lesen?" riefen die Beiden erstaunt aus. „Hab' ich doch mein Tage noch von keinem Mädchen gehört," äusserte die Erste, „das lesen kann. Ei, wenn Du das alles und Dich dabei noch hübsch vornehm betragen kannst, da ist es doch wohl möglich, daß Du einen Dienst be-

kommen kannst. Komm, komm!“ fuhr die Freundliche fort, „ich will Dir einen suchen helfen.“

So getröstet ging Margarethe mit auf den Markt. „Sieh,“ sagte das Mädchen, „da stehen die Mägde alle in einer Reihe, und die Bursche da drüben auch. Ach, das Aussuchen hat ja schon lange angefangen.“

Schüchtern, fast betäubt vom Getöse, stellte sich die Jungfrau mitten unter den Lärm des lauten Feilschens der Dienstboten mit den Miethfrauen neben ihre neuen Freundinnen. Um so auffallender war die Todtenstille, die plötzlich nach einer kurzen Weile eintrat. Margarethe beugte sich vor und sah, daß so eben eine alte ehrwürdige Frau an die Reihe herangetreten war, um sich eine Magd auszusuchen, und mit scharfem prüfendem Blick die Mädchen musterte. Deutlich sah sie, wie jede, dieser zu gefallen, eine schüchterne, demüthige Haltung anzunehmen sich bestrebte; daher die tiefe Stille. Doch immer sah man die erfahrne Frau den Kopf schütteln und ihre Musterung weiter fortsetzen. So lange sie noch oben war, hatte Margarethe den Muth, die Alte neugierig zu beobachten, und es entging ihr nicht, wie niedergeschlagen die Mädchen erschienen, an denen sie vorüber gegangen, und nichts konnte offenbarer zeigen, wie einem Dienste bei der Alten allen das Herz entgegen schlug. Auch ihre Nachbarinnen standen in zu großer Aufmerksamkeit da, als daß sie die leise Frage, wer die Gefürchtete und Verehrte sey, hätten vernehmen und beantworten können. Aber mit stürmischem Herzklopfen sah sie die strenge Prüferin, immer den Kopf schüttelnd, Schritt vor Schritt sich dem Orte nähern, wo sie stand. Fast vermochte sie

sich vor Angst, Furcht und Erwartung kaum aufrecht zu erhalten, als sie das Geräusch des Trittes der Alten gerade vor ihr verstummen hörte. Sie bebte zusammen, als sie bei der Hand sich ergriffen fühlte. Neidisch sahen alle in der tiefen Stille allgemeiner Erwartung die Hausfrau hier den Kopf nicht schütteln und dieselbe, von der Schüchternheit und ungekünstelten sittsamen Haltung des Mädchens ergriffen, stille stehen. Die Alte trat noch näher heran, faßte die bleiche Jungfrau freundlich am Kinn, hob ihr das Köpfchen in die Höhe und sah ihr freundlich in die thränenden Augen.

„Suchst Du denn nicht einen Dienst, junge Dirne," fragte die erfahrne Forscherin mild, „daß Du Dich so vor mir verbergen willst?"

„Ach, wohl suche ich einen," antwortete das Mädchen, und ihre Hand zitterte in der der Alten.

„Kannst Du spinnen und weben?" fuhr die Alte noch freundlicher fort. Da brach Margarethe in ein lautes Schluchzen aus und versetzte stockend: „Ach, noch nicht, aber ich möchte es gern mit gutem Willen lernen."

Da nahm sie die Frau schweigend bei der Hand und führte sie durch die Reihen der flüsternden Mädchen nach der Stadt zu.

Margarethe konnte ihren Thränen auf dem Wege so wenig gebieten, daß ihre neue Herrin ihre Fragen verschob. Aber als sie in das saubere Stübchen ihrer Wohnung eingetreten waren, die Alte das weiche Händchen los ließ und nun forschte, wer sie sey? wie hätte da Margarethe sich vor einer solchen Beobachterin ver-

stellen können. Augenblicklich bekannte sie ihre gefahrdrohende Abkunft.

Heftig erschrack darüber die Hausfrau, doch sagte sie nach einer Pause: „Ich will doch lieber abwarten, was mein Eheherr meint, ehe ich Dich hülflos verstoße.“

Da ging plötzlich die Thüre auf und mit stürmischer Hast, lebhafte Freude im ehrwürdigen Gesicht, mit funkelnden Augen trat der alte Herr Gray von Glocester herein, ein großes Stück Pergament in der Hand. Ohne den neuen Gast zu beobachten, ging er auf die treue Hausfrau zu, hielt das Pergament in die Höhe und jubelte: „O unser Haus ist gesegnet; das hier hat der König an uns, an mich schreiben lassen! So juble doch mit, Frau! unsere wackern Bursche haben sich herrlich gehalten! Wir haben unserm Herrn die Krone erhalten, wir!“

„Ei, so rede doch deutlich!“ unterbrach ihn die Hausfrau.

„Was? deutlich? merkst Du's denn nicht? Sie sind zur rechten Zeit gekommen, als der Herr von den Feinden schon eingeschlossen stand; wie ein Wetter fielen sie jenen unverhofft in den Rücken; sie haben gesiegt, der Herzog Robert ist gefangen, der König auf der Heimkehr in unser Land, und das Schreiben hier,“ fuhr er stolzer fort, und klopfte mit der Hand auf dasselbe, „das Schreiben hier hat Seine Majestät eigenhändig gemacht, und „seinen treuen Tuchmachern“ durch den ehrwürdigen Bischof von Salisbury zustellen lassen. Hör', ich will Dir's vorlesen.“

Aber die Alte führte den Hausherrn in seiner Ent-

zückung zu der bebenden Margarethe, und kaum hatte er erfahren, wer Zuflucht unter seinem Obdache gesucht, so wagte der treue Tuchherr, im vollen Vertrauen auf seines Königs wohlerworbene Gnade, was kein anderer Unterthan gewagt haben würde, und nahm freudig die hülflose Jungfrau in sein Haus auf.

„Du bleibst bei mir, lieb Töchterchen," rief er jubelnd und froh, die zarten Wangen des Mädchens wieder streicheln zu können; „ich will's jetzt vor Seiner Hoheit wohl vertreten, wenn er's je erfährt."

6.

Nicht lange darauf kehrte der König mit seinem siegreichen Heere nach England zurück, seinen Bruder Robert als Gefangenen mit sich führend. Wohl hätte er es freilich gerne gesehen, wenn das Schlachtenglück denselben todt statt lebend in seine Hände gegeben, weil, so lange derselbe lebte, jeder Mißvergnügte im Lande einen Vorwand zur Empörung fand. Doch da dem einmal so war, gab dem Könige seine große Klugheit ein, auch gegen Robert die höchste Milde zu zeigen, theils um seinen Unterthanen die Hoffnung einzuflößen, daß die Regierung dessen um so leutseliger für die Freunde seyn werde, der selbst gegen gefährliche Feinde sich nicht hart beweise, theils vielleicht um dadurch seinem Bruder Gelegenheit zu geben, die Nothwendigkeit einer größeren Strenge gegen ihn vor Aller Augen zu rechtfertigen und sie seine der Ruhe frohen Unterthanen wünschen zu lassen. So wies er demselben nur den Aufenthalt im Cardife-Schloß in

Glocestershire an, sogar mit der Erlaubniß, unter Begleitung seiner Aufseher, in der Gegend umher seiner Neigung zur Falkenjagd ungehindert nachzuhängen. Ja, als Robert sich gegen seinen Wunsch und sein Erwarten den ganzen Winter über ruhig verhielt, und alle ehrgeizigen Pläne vergessen zu haben schien, nahm er ihn sogar im Frühjahr, als er die verheißene Reise in die Provinzen antrat, aus den angegebenen Gründen mit sich, und der Schlaue ließ ihm absichtlich auf der Reise manche Freiheit, ihn nur verstohlen bewachend.

Heinrich begab sich zuerst mit seinem Gefolge nach Reading und nahm, zur großen Freude seines Wirthes, seine Wohnung sogar in des alten Thomas Hause. Verwundert betrachtete er da die Menge von Arbeitern, von Spinnern, Wollkämmern, Webern, Walkern und Färbern, die der reiche Tuchherr hielt. Und als ihm alle diese mit Zeichen ungeheuchelter Freude und Anhänglichkeit Geschenke überreichten, ward Heinrich davon so gerührt, daß er ihnen laut zusicherte, wie er, um der Liebe willen, die sie im Leben zu ihm getragen, seine Gebeine nach seinem Tode unter ihnen niederlegen lassen wolle; „denn wahrlich," setzte er hinzu, „ich weiß nicht, wo diese bis zum fröhlichen Tage der Auferstehung besser aufgehoben seyn sollten, als unter solchen Freunden, die gewiß dieses glücklichen Ereignisses mit mir zugleich theilhaftig seyn werden." Darauf befahl er sogleich zu diesem Endzwecke eine Abtei in dem Orte zu erbauen, in der er auch wirklich nach seinem Tode beigesetzt ward.

Als er von dort nach Salisbury kam, überreichte ihm Sutton, der Tuchherr, ein breites Stück Tuch von

so schönem Gewebe und von so herrlicher Farbe, daß dasselbe vom Könige stets in Ehren gehalten wurde. Ja, die Sage geht, daß in dem daraus verfertigten königlichen Gewande, das lange aufbewahrt wurde, das erste Parliament, welches in England gehalten wurde, von jenem Könige, der es einsetzte, eröffnet worden sey. Nachdem Heinrich in Exeter von Tom Dove und den übrigen westlichen Tuchmachern sieben Tage lang festlich bewirthet worden war, zog er die Küsten entlang das Land hinauf, und gelangte dann nach Glocester, einer „alten, von Gloun, einem alten brittischen Könige, erbauten und von diesem nach seinem Namen benannten" Stadt.

Hier empfing nun den König der alte Gray, der Tuchherr, mit silberweißen Haaren, an der Seite seiner würdigen Hausfrau. Aber als das überglückliche Ehepaar den finster blickenden, stumm und scheu neben dem Könige einherschreitenden Herzog Robert erblickte, und ihnen dadurch der verbannte Graf von Salisbury, dessen Unglücksgefährte, und mit ihm dessen bei ihnen weilende unglückliche Tochter in den Sinn kam, fiel ihnen plötzlich schwer auf's Herz, wie sie gegen des Königs Gebot gehandelt hatten, und dies störte sie mitten in ihrer unschuldigen Freude. Heftig erschracken daher beide, als nach einigen, in Fröhlichkeiten und Festlichkeiten in ihrem Hause verlebten, Stunden der König plötzlich in das Arbeitszimmer ihrer Spinn- und Webermädchen, die wegen ihrer Geschicklichkeit weit und breit berühmt waren, geführt zu werden verlangte. Wie viel größer wäre noch die Furcht der beiden guten Alten gewesen, hätte ihnen Margarethe je die frühern persönlichen Absichten Heinrichs

auf sie, und daß er sie so genau kannte, erzählt. Sie wagten es nicht, sich des Königs Wunsche unter irgend einem Vorwande zu widersetzen, und traten zitternd hinter ihm und seinem ihn begleitenden Bruder in die weite Halle.

Erstaunt blieb der König in der Thüre stehen, denn so weit hin zog sich die lange Reihe der Spinnrocken und Webstühle zu beiden Seiten des länglichen Saales, an denen hölzerne Säulen unzählige Abtheilungen bildeten für jedes einzelne der Hunderte von emsig beschäftigten Mädchen, daß ihm, der an dem äußersten Ende der Halle stand, in zierlicher Perspective die Gestalten der am weitesten entfernten Arbeiterinnen in Pygmäenformen erschienen, und die Menge der neugierig auf ihn gerichteten Gesichter in eine Masse zusammenfloß. So konnte des Königs verwundertes Auge nur über das Ganze hinwegschweifen und seinen Sinn nur das Große der Unternehmung und der für das Gemeinwohl daraus hervorgehende Nutzen beschäftigen.

Die Reihe der Spinnerinnen war so lang, daß die entfernteren seinen Eintritt gar nicht bemerkten, und daher das Geräusch der Spinnräder nur nach und nach aufhörte, je weiter er die Schritte nach dem Hintergrund der Halle lenkte.

Aber seinem Bruder, dem sich keine Betrachtungen der Art aufdrängten, und der sich vom seltsamen Anblick ganz anders bewegt fühlte, entging ein Mägdlein gleich am untern Ende des Saals nicht, das sich sogleich nach dem Eintritt des Königs geflissentlich hinter ihren Spinnrocken, der, ohnehin der zierlichste und glänzendste von allen, dem einmal dorthin gerichteten Blicke auffallen

mußte, zu verbergen suchte. Immer noch würde den Herzog das Benehmen nicht zu weiterer Aufmerksamkeit aufgefordert haben, hätte sie nicht bei ihrem Versuche, sich zu verbergen, ihre zarte, schneeweiße Hand vergessen, wegen welcher sie in ganz Glocester Margarethe mit der milchweißen Hand hieß. Darüber staunend und von einer unsichtbaren Macht seinem Schicksale gewaltsam entgegengezogen, trat Robert einen Schritt näher und entdeckte so auch den zarten, von einem knappen, himmelblauen Mieder fest umschlossenen, durch die Beugung des erschrockenen Mädchens noch mehr hervorgehobenen Wuchs, die schwarzen Locken, die am Hinterhaupt mit einer großen silbernen Nadel, dem Geschenke des guten Alten, der das freundliche Pflegekind vor Allen hervorgehoben wünschte, geschmückt waren; und bei einer schnellen Bewegung auf die andere Seite hinüber, wo die Jungfrau schutzlos seinem Blicke Preis gegeben war, traf ihn erschütternd ein braunes, großes, helles Auge aus einem von Todesangst zu einer herrlichen Marmorbüste erbleichten Antlitz. Doch eben so schnell übergoß sich dasselbe mit der tiefsten Purpurröthe; denn vor ihr stand jener Ritter, der unter dem Namen Ralf sie an jenem Schreckensabende so freundlich hatte schützen wollen.

Sie war nahe daran, in ihrer Erschütterung sich zu verrathen, hätte nicht das Bewußtseyn der vom König ihr und den guten Pflegeeltern drohenden Gefahr ihr die nöthige Geistesgegenwart wieder gegeben. Mit dem wehmüthigsten Ausdrucke flehten die Augen um Schonung und Verschwiegenheit, was eine Bewegung der Hand noch deutlicher erklärte.

Doch so tiefen Eindruck auf den Herzog diese Jungfrau machte, sie war ihm fremd. Denn kaum hatte er die Züge der am Boden in der Halle zu Shrewsbury knieenden Tochter deutlich gesehen, und die nachfolgenden Ereignisse hatten das Bild noch mehr in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt. Dennoch regte sich dunkel in ihm etwas, was ihm aus vergangener Zeit die Erscheinung befreundete, und machte das in ihm wogende Gefühl nur heftiger und seltsamer. Wiewohl er daher nicht ahnen konnte, warum das Mägdlein sich so zu verbergen strebte, so machte doch das eigene Unglück fremdes Mißgeschick so verständlich, daß er den Wink richtig auslegte.

Was wir hier lange erzählen, war nur das Werk einiger Augenblicke, und da der alte Gray, der ihm ängstlich mit den Blicken gefolgt, in seiner Angst plötzlich allen Arbeiterinnen mit dem wohl bekannten Winke sogleich wieder ihren Lärm, mit dem sie inne gehalten, zu beginnen geboten hatte, und dieser den König um so mehr von jener Gruppe abziehen mußte, so gelang es dem Herzog, sich unbemerkt wiederum dem Könige anzuschließen.

Doch als er noch einmal verstohlen den Blick nach der Jungfrau erhob, sah er in plötzlicher Verwandlung, als hätte der Schmetterling seine Hülle durchbrochen, die früher so demüthige Jungfrau mit zum Himmel gehobenem Blicke, hoch und hehr, wie eine Himmelskönigin, mit gefalteten Händen dastehen. Und so wie seine Erscheinung über der Jungfrau Leben, so entschied jenes Umsehen über das seinige.

Unterdessen hatte der ehrwürdige Alte im eifrigen

Gespräch den König zu beschäftigen und immer weiter nach dem andern Ende des Saales hinzuziehen gesucht, und so ging der gefürchtete Besuch ohne augenblickliche Folgen für den alten Gray, doch mit desto größeren für Robert und Margarethe vorüber. Innerlich erbebte die Jungfrau vor dem glühenden Blicke, den das schwärmerische Auge des schönen männlichen Herzogs beim Hinausgehen ihr noch zuwarf. Denn in ihrem Herzen war das Bild des Jünglings von jenem schrecklichen Abend, wo der König sie grausam aus dem Hause ihrer Väter gestoßen, mit größerer Stärke erwacht und zerfloß zu einem noch schöneren mit den demüthig zum Herzen sprechenden Zügen des unglücklichen Herzogs.

7.

Herzog Robert, von dem die Sagen der Normannen und Engländer manches Abenteuerliche berichten, war ein heftiger, leidenschaftlicher Mann. Das Gefühl, das jetzt eben in seiner Brust so plötzlich entstanden war, wogte darum in ihm desto stürmischer, da es zugleich alle andern in ihm erweckte, die er, an seinem Glücke verzweifelnd, was solchen Gemüthern so leicht begegnet, bisher einzuschläfern gesucht hatte. Leichter hatte er eine Krone verschmerzen können, so lange sie ihm nur als ein Ziel des Ehrgeizes vorgeschwebt; leichter hatte er die Sehnsucht nach Freiheit stillen können, so lange kein bestimmter Gegenstand mit größerer Gewalt über die Schranken des ihm angewiesenen Aufenthalts hinaus-

lockte, so lange kein Blick in die Ferne die Berge, die er aus dem einsamen Cardifeschloß erblickte, mit tieferer, sehnsüchtiger Bläue überzog. Aber als er aus der Werkstatt des alten Gray getreten war, als er an der Seite des Königs aus dem Thore von Glocester nach den nördlichen Gegenden Englands ritt, da lag die Welt anders vor ihm. Sein waren ja, nach dem Recht, die gesegneten Fluren, die sich vor ihm ausbreiteten, sein die hohen Waldbäume, die im Wehen der Luft mit den Gipfeln sich zu ihm herabneigten, als wollten sie ihn flüsternd fragen: „Wo hast Du Dein Reich und Deine Königin?" Wohl war ihm klar, daß jene Jungfrau eine hochgeborne, durch das Mißgeschick der Zeiten in den Staub getretene Blüthe war, die, wieder aufgerichtet, in hohem Glanze über die Welt strahlen würde. Ihr nun die ihm gebührende Welt, die sein starker Arm wieder sich erzwungen, als Brautgeschenk darzubringen, so ein hochglänzendes Muster ritterlicher Liebesthat im Munde der Sänger in die ferne Nachwelt klingen zu lassen, — ein solcher Gedanke mußte zu alles vergessender Thatbegeisterung den Mann entflammen, der, von der Schwärmerei der Zeit fortgerissen, über dem Zuge in das heilige Land zu dem Grabe des Erlösers das Reich seiner Väter verloren hatte.

Die Romanzen der Chevalerie, die später den Charakter derselben zur höchsten Blüthe entwickelten, waren in seinem Jugendlande, in der Normandie, zu damaliger Zeit schon entstanden, und der Anfang jener Romanze, die in jenem wunderbaren Gemisch der Langue d'Oui die fabelhafte Geschichte der englischen Könige beschreibt:

Qui velt oir, qui velt savoir
De roi en roi et d'hoir en hoir
Qui cil furent et donc ils vinrent
Qui Engleterre primes tinrent,

tönte in seinen Ohren. Begeistert rollte das funkelnde Auge umher, muthiger bäumte sich das Roß unter ihm, und gar oft hielt ihn ein in die Stille seiner Gedanken von Zeit zu Zeit hineingeworfenes Wort des Königs, ihn an die Gegenwart erinnernd, noch zur rechten Zeit zurück, wenn er dem Rosse, das stürmende Wogen in der Brust zu dämpfen, die Zügel ließ und schon einige Schritte weit vorausgesprengt war. Zähneknirschend hielt er dann an, um der verdächtigen Bewegung den Schein zu geben, als vermöge er das Thier schwer zu bändigen. Doch entgingen auf die Länge dem darüber innig frohen Könige die Bewegungen nicht, und er äußerte nur einmal mit deutsamem Blick: „Die Reise scheint Eurem Rosse Flügel wachsen zu lassen, Herr Herzog."

Als sie in die nördlicheren Provinzen gelangt, war der König besonders begierig das gute Halifax zu sehen, das er mit jenem neuen Hängeprivilegium begabt hatte. Sobald sie daher die Thürme von Halifax erblickten, konnte Heinrich kaum die Ankunft daselbst erwarten. Vergebens sah er aber in der Nähe sich nach einem jubelnden Zuge, nach Blumen und Kränzen um; vergebens suchte er sein Gehör zu schärfen und überredete sich, an diesem nur oder an den rissigen Glocken der Stadtthürme liege es, wenn er das frohe Geläute nicht vernehme. Doch nichts von allem that sich kund.

Schon leuchtete Heinrich das Symbol der herrlichen

Freiheit entgegen, der weiß angestrichene Galgen nemlich, der die ganze flache Gegend auf einem Hügel nahe an der Stadt beherrschte, er blieb aber auch noch immer der einzige ihm errichtete Ehrenbogen. Als er mit seinem Zuge vor ihm hielt, entdeckte er auch nicht das kleinste Merkmal eines freudigen Empfanges, als einen an dem Querbalken zierlich in eine Schlinge gewundenen Strick, der sich noch nach Füllung zu sehnen schien. Erst an den Stadtthoren traf er auf eine kleine Schaar in gebeugter Stellung und mit traurigen Mienen, Hodgekins an der Spitze, der dem Könige schweigend ein Stück Tuch darbot, und mit bedeutendem Blicke auf die darauf abgedruckten Pferdehufe deutete. Zugleich trug der lange Tuchherr dem erstaunten Könige das Gesuch der Einwohner von Halifax vor, ihnen das unglückliche Privilegium, dessen Gewichte sie nicht gewachsen seyen, und das sie zum Spott der ganzen Nachbarschaft mache, auch ihnen unsäglichen Schaden zugefügt habe, wieder abzunehmen.

Als der König sich die Deutung dieses Räthsels und jenes sinnreichen Symbols auf dem Stücke Tuch erbat, erfuhr er, die Einwohner hätten zu ihrem großen Leidwesen die Erfahrung machen müssen, daß ihr Privilegium ihnen darum nichts nütze, weil zu Ausübung desselben, nach der Sitte der Zeit, sich durchaus Niemand zu einem Hängemann habe hergeben wollen. — Zur weiteren Erläuterung dieser Sitte führt der Verfasser unseres Volksbuchs noch an, daß gerade zu der Zeit, als das Galgengesetz von Halifax gegeben worden, zwei Häscher in London gestorben seyen, und man erst habe zwei Flammlän-

der zu diesem Dienste nach England herüberholen müssen, daß aber in der Interimszeit, in der Niemand ihren Dienst versehen wollen, ein verwegner Dieb, Namens Cripple, Nachts die so genannte große Wetterglocke auf der Hauptkirche, welche von reinem Silber gewesen, und trotz ihrer Größe bei der Höhe des Thurmes den Menschen wie ein Sperling so klein erschienen sey, heruntergestohlen habe. — Er habe nun, klagte Hodgekins fort, im Vertrauen auf die Strenge der gedrohten Strafe seine Mitbürger beredet, die Kosten der Nachtwächter bei dem Tuche zu ersparen; da sey ihnen nun alles Tuch gestohlen worden, besonders von einem, Namens Wallis, der die Hufe seinen Pferden verkehrt aufgeschlagen habe, damit man ihn in falscher Richtung verfolge, und auf jenem Tuche seyen die Zeichen seiner That noch zu sehen. Als sie ihn endlich mit dem Tuche erhascht, habe ihn kein Mensch hängen wollen; gefangen habe man ihn nicht halten dürfen, bis sich vielleicht ein Henker gefunden hätte, da das Gesetz das Hängen „auf der Stelle" blos erlaube; so habe man ihn wieder loslassen müssen; und da, nach Bestimmung des Privilegiums, wenn einer wieder losgekommen, derselbe nur innerhalb 100 Ellen vom Galgen wieder ergriffen werden dürfe, so gehe der Kerl obendrein ihnen vor der Nase herum und lache sie mit seinen Gesellen aus. Darum möge es Sr. Majestät gefallen, das Gesetz wieder zurückzunehmen, damit sie sich doch der Diebe, wo sie sie fänden, wieder bemächtigen dürften, um sie, wenn sie dieselben auch nicht hängen dürften, doch, wie früher, bestrafen zu können. Wolle er aber recht gnädig seyn, so möge er die sinnreiche Erfindung

erlauben, die ihnen ihr Stadtpater angegeben, vermöge welcher man den Dieben die Köpfe abschlagen könne, ohne daß irgend eines Menschen Hülfe dabei nöthig wäre.

Der König, die Nothwendigkeit einer strengen Bestrafung einsehend, erlaubte dem darüber frohen Hodgekins den Gebrauch dieser Maschine, hob aber jene angeführten Beschränkungen der Ausübung des Gesetzes, in Rücksicht auf das Freiheitsgefühl der Engländer, nicht auf. Worin die Erfindung des sinnreichen Paters bestanden, darüber berichtet das alte Buch nichts Genaueres.

Nun begannen aber die Festlichkeiten wegen der Ankunft des Königs in Halifax mit demselben Glanze, wie in den übrigen Sitzen der Tuchmacher, und da die Stadt kein glänzendes Gebäude hatte, in welches Hodgekins den König führen mochte, ward ein köstliches Mahl unter dem Schatten großer Buchen gehalten, und Heinrich, in froher Laune über die närrischen und einfältigen, aber treuen Halifaxer, sprach dem guten Rheinweine, der damals in England besonders beliebt war, tüchtig zu und vergaß nebst seinem Gefolge, seinen Bruder so streng wie gewöhnlich zu bewachen.

Es war aber eine Menge von Leuten nah und fern auf die Nachricht von der Ankunft des Königs in der gehaßten und verspotteten „Galgenstadt" herbeigekommen, ihren Landesherrn und sein prächtiges Gefolge anzugaffen, unter ihnen auch mancher Dieb, neugierig, was für einen Ausgang die Galgensache endlich noch nehmen werde. Als Robert nun unbemerkt, seinen neuen Gedanken und

Plänen nachhängend, allein unter den hohen Buchen hinstrich und sich bereits beinahe einen Bogenschuß weit von dem Galgen entfernt hatte, störte ihn plötzlich aus seinem tiefen Nachsinnen ein Geräusch im Laube. Er wandte sich um und erblickte an einer hohen Buche nachlässig angelehnt einen athletisch gebauten Mann, in einem saubern grünen Wamms von Lincolntuch, eine Mütze von roth und blauem Zeuge auf dem Kopfe, einen großen Bogen von Eibenholz zu seinen Füßen, ein großes Schwert am breiten, mit metallenen Buckeln besetzten, von der Schulter herunterfallenden hirschledernen Gehänge, an der andern Seite ein kleines, gewundenes Hüfthorn, über einem Köcher voll langer, an dem Schaft mit Federn versehener Pfeile — eine von jenen Erscheinungen, die jetzt bereits das Land in den nördlichen Grenzprovinzen Englands zu beunruhigen anfingen und, wegen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit von dem Volke, trotz ihrer Räubereien, stets geschützt, selbst den Königen trotzten; eine Klasse von Männern, die unter der Regierung Richards des Ersten, unter dem Namen der Bogenschützen von England, in Robin Hood ihre höchste Blüthe erreichten, und noch heute in den Volksliedern und Volksbüchern und im Munde des englischen Volkes leben.

Das von dem schwarzen, bis auf den Gürtel herabhängenden, Barte eingefaßte braunrothe Antlitz, die große gebogene Nase, und die sprühenden großen Augen, die dem Herzog mit sonderbarem Ausdrucke zublinzelten, erschütterten diesen gewaltsam. Der Mann öffnete die Lippen nicht, und doch war es, als dringe sein Blick in die

innersten Gedanken des Herzogs; seine Mienen gaben, beredter als Worte, so schlaue, auffordernde Fingerzeige, woher ihm Unterstützung bei seinen Planen kommen solle, daß Robert lautlos dastand und die seltsame Erscheinung anstarrte. Eben so unverwandt blickte Wallis — denn der schlaue Tuchdieb war es — den Herzog an, nahm aber dann ruhig einen gefiederten Pfeil aus seinem Köcher, ergriff ruhig den schweren Bogen mit dem fingerdicken Strange, zog ihn gleichsam spielend auf, setzte ihn langsam an die Wange und zielte dahin, wo Hodgekins und dessen vornehme Gäste saßen, deren Gesichter durch die Oeffnungen der Zweige zu sehen waren. Erstaunt folgte Robert mit dem Auge den langsamen Bewegungen des bärtigen Mannes, der absichtlich zu zögern schien, gleichsam um erst des Herzogs Meinung zu erforschen; kaum hatte aber dieser die Spitze des Pfeils sich nach dem Haupte des Königs, der eben mit schallendem Gelächter einen Becher zum Munde führte, hinrichten sehen, als er erschrocken auf den Schützen zusprang und ihm mit stürmischer Hast in den Arm fiel. Der ritterliche Sinn Roberts konnte einen solchen Mordanschlag nicht ertragen.

„Wie Ihr wollt," sagte kalt und ruhig der Schütz, nahm eben so langsam als behutsam den Pfeil von der Senne, stellte dann den Bogen wieder an die Buche und fuhr fort, während er sich beschäftigte, den Pfeil wieder in den Köcher zu stecken und ohne den Herzog anzusehen: „Die Gelegenheit kommt Euch freilich sobald wohl nicht wieder! In einem Augenblicke," sagte er nun mit erhobner Stimme und wies auf sein Hüfthorn, „waren 300 wackere Bursche aus den Wäldern da, wie Ihr sie

nicht so leicht wieder zusammen bekommt; auch kommt der König nicht so leicht wieder in die Nähe der Nordberge."

„Aber was," unterbrach ihn Robert, „macht Dich so unberufen zu einem Beschützer meiner Rechte?"

„Hm!" knirschte der alte Wallis, „sahet Ihr die Schlinge da am Galgen, als Ihr vorbeikamt? sie sollte um meinen Hals und geberdet sich im Winde ganz betrübt, daß sie so ohne einen festen Halt, wie ihr meine Glieder geben würden, zwischen Himmel und Erde baumeln muß! Zu Gunsten solcher stubenhöckerischen Schurken einen Galgen in England bauen! Wie lange wird's dauern, so finden sie einen, der Leute aufhängt, denen sie sonst in die Augen zu sehen sich scheuten. Darum kam ich her, daß Ihr sehen sollet, wie Euch Bursche, wie wir, zum Herrn machen könnten, wofern Ihr nachher zum Lohn das verdammte Gesetz wieder zurücknähmt. Ist Euch damit aber nicht gedient, nun, so kann mir's gleich seyn, wer den Galgen baut, ob der da oder ein anderer."

„Den Mord durfte ich nicht dulden," rief Robert, des Schützen Hand fassend, „aber willst Du im ehrlichen Streite mir mit Deinen Gesellen dienen, soll Euch werden, was Ihr verlangt, und noch mehr, wenn meines Vaters Erbe wieder mein ist. Blas', blas' gleich in Dein Horn; wir überfallen sie dort beim Trunk, und gewinnen den Preis ohne Schande."

„Geht nicht!" sagte der Schütz kopfschüttelnd. „Fällt der König durch den Schuß, könnte die ganze Heerde da wohl im ersten Schrecken auseinander fahren; so sind ihrer zu viel, und das Horn weckt sie auf."

In diesem Augenblicke erhob sich der König zu seinem Heil; denn sonst hätte vielleicht doch noch das Nachgefühl des alten Yeoman und die Ueberredungsgabe des ritterlichen Herzogs die Gefahr über sein Haupt gezogen. So mußte mit einem raschen Sprunge der Herzog sich wieder in des Königs Gefolge mischen, nachdem er dem alten Schützen noch zugerufen: „Vergiß mich nicht, ich bin im Cardifeschloß!"

8.

König Heinrich hatte in seiner frohen Laune unter den ehrlichen Halifaxern keine Ahndung davon, welcher Gefahr er so eben durch den Edelmuth seines überwundenen Bruders entgangen, einer Gefahr, die ihm wegen seiner Nachsicht gegen Hodgekins drohte, und die ihm in der Werkstatt des alten Gray entstanden war, so wenig als davon, daß seine Leutseligkeit gegen die Tuchmacher zur Folge haben werde, ihn von der Gefahr zu befreien, die ihm beständig von seinem Bruder drohte. So vergaß er, als nach einer Rückreise von mehreren Wochen die Brüder sich trennten, der König nach London eilte und Robert wieder nach Cardife-Schloß gebracht wurde, den Hütern Befehle zu schärferer Bewachung des Herzogs mitzugeben, und so schieden sie friedlich, um sich bald ganz anders wieder zu treffen.

Der Herzog kam an spätem, sternhellem Abend bei Cardife an. Aber die Thürme des nahen Glocester, welche er mit funkelnden Zinnen noch in der Abendsonne erblickt, hatten zu mächtig sein Herz dorthin gezogen, als

daß es ihm möglich gewesen wäre, die volle Brust in die finstern Gemächer der alten Burg einzusperren, und leicht gelang es ihm, seine Wächter, die ihn wegen seines stillen, leutseligen Wesens und seiner tiefen Schwermuth liebten, mit seiner einschmeichelnden Stimme zu bereden, ihn diesen Abend noch auf einem Gange nach Glocester zu begleiten. Vertraulich erzählte er ihnen, wie er dort ein Liebchen, eine schlichte Bürgerstochter, habe, die er nur bei nächtlicher Weile besuchen könne und so lange nicht gesehen habe. Aus der natürlichen Neigung, Unternehmungen der Art ausführen zu helfen, und in Geschäften solcher Art am wenigsten verrätherische Absichten ahnend, erfüllten die Hüter seinen Wunsch, in geringer Entfernung von der Wohnung des alten Gray seiner Rückkehr zu harren.

Die Häuser damaliger Zeit, selbst in London, waren noch mit Stroh gedeckt, niedrig und von einem Stock. Durch die Oeffnungen des hölzernen Fensterladens am kleinen Wohnhäuschen des reichen Tuchmachers drang dem Herzog ein Schein von Licht entgegen, und verrieth ihm die Anwesenheit der alten Leute, während die übrigen langen Nebengebäude in tiefer Stille dalagen, indem keinem Diener über die Zeit des Nachtmahls hinaus aufzubleiben erlaubt war. So legte sich der Herzog liebesehnsüchtig an die Klinsen des Ladens und schaute in das Stübchen hinein. Ihm gerade gegenüber loderte ein lustiges Feuer im Kamine und warf seinen Schein auf die glänzend überfirnißte, mit Holz überzogene Decke und Wände des Zimmers. Aber das Lieblichste, was es beleuchtete, war Margarethe, die im-

mer noch, als das Lieblingskind des Hauses, an ihrem glänzenden Spinnrocken am Kamine sitzen und dem Plaudern der beiden gesprächigen Alten zuhören durfte, die auf großen gepolsterten Armstühlen an dem eichenen Tische saßen, der silberhaarige Alte einen großen hölzernen Becher, an welchem die Baumrinde noch saß, voll Meth vor sich. Blässer schien dem Herzog das schöne Mädchen heute und ihr großes Auge feucht, wenn sie es erhob, denn das Gespräch der Alten hatte ihr ihre frühere Lage lebhaft ins Gedächtniß gerufen. Der Herzog hielt den Athem an, und legte das Ohr an die Ladenöffnung.

„Was?“ rief die Alte eben aus, „sind wir nicht Gottes Kreaturen so gut wie die Londner, nicht des Königs Unterthanen so gut, und wohl noch besser, als sie? sind wir nicht noch wohlhabender als die meisten, und sollen wir das nicht eben so zeigen? Ich, das weißt Du, Alter, wohl, will mich nicht mehr aufputzen; aber daß die feine Dirne da bei der Hochzeit mit unserm Sohne, bei der Hochzeit sag' ich, nicht so gut gehen soll, wie eine Schuhflickersfrau in London, das kann ich nicht ertragen. Uebertreffen uns wahrhaftig die Austerweiber in London, die Küchenweiber in ihrem Sonntagsstaate! Ja Wasserträgerweiber habe ich gar auf unserer letzten Reise mit einer Tracht Wasser und einem goldnen Ringe an der Hand gesehen.“

„Nein, Frau,“ erwiederte der Alte und schüttelte bedachtsam den Kopf; „siehst Du, Du mußt bedenken, was London ist. London ist die Hauptstadt, die vornehmste Stadt im ganzen Lande, ein Platz, auf den alle Fremden ihre Augen richten; es ist des Königs Kammer

und Sr. Majestät königlicher Sitz. Darum schickt sich's durchaus, daß der Bürger in einer solchen Stadt in seiner Kleidung nicht wie ein Bauer aussieht, sondern zum Kredit unsers Landes müssen sie alle solche Wämmser tragen, die den Augen aller Fremden wohlthun und Ehrfurcht einflößen; wir müssen aber mit unserm grauen hanfgesponnenen Tuche zufrieden seyn."

„Ei," fiel die Alte ein, „giebt's nicht noch mehr Kredit, wenn das ganze Land stattlich geht? Eher will ich Dir zur Schande zerlumpt gehen, ehe dem lieben Kinde da ein Londner Damenkleid am Hochzeittage fehlen soll."

„Nichts da!" rief jetzt der Alte in stärkerem Tone und erhob sich von seinem Stuhle, über die ungewohnte Widerspenstigkeit seiner Hausfrau erzürnt; doch besänftigte er sich bald wieder und murmelte: „Weiß ich doch, daß Du die dummen Einfälle blos um des lieben Kindes willen da hast, das sich uns allen ins Herz geschlichen hat; freilich mag es ihr an ihrer Wiege nicht gesungen worden seyn," fuhr er weicher fort; „wohl mag der stolze Graf von Shrewsbury, als ihm das neugeborne Töchterlein auf den Arm gehoben ward, nicht gedacht haben —"

Hier unterbrach ein Geräusch am Fensterladen des Alten Rede. Die Ueberraschung über diese Auskunft von Margarethens Geburt hatte den Herzog so übermannt, daß er unvorsichtig mit dem Kopf gegen das Fenster gerannt, und dann einen Schritt zurück gewichen war. Aber der zweite Schreck folgte dem ersten gleich, ehe er sich noch fassen konnte, auf dem Fuße nach, denn er fühlte zu gleicher Zeit einen Schlag auf die Schulter

und sah, als er sich umwandte, daß er nicht der einzige Horcher des Gesprächs der beiden Alten gewesen war. Hell lag jetzt der Mondschein auf der Straße und den Häusern, und grauenhaft mußte ihm deshalb die verstummte Gestalt hinter ihm erscheinen, die mit dem Arm schnell auf den Fensterladen wies, und als Robert hinblickte, sah er erschrocken den weißen Kopf des alten Gray im Fenster liegen. Aber zu seiner Freude zog der Alte sogleich, als er die vermummte Gestalt erblickte, den Kopf ganz still in das Zimmer hinein, machte eben so sachte den Fensterladen wieder zu, und an dem Zeichen des Kreuzes, das er zuvor noch schlug, ersah der Herzog, daß der Greis die Gestalt für irgend ein überirdisches Wesen gehalten haben mußte.

„Habt Ihr gehört, wer Euer Feinsliebchen ist?“ Mit diesen Worten trat der Fremde dem Herzog wieder näher, schlug den Mantel auseinander, und das ihm nur zu erinnerliche Gesicht Wallis, des Bogenschützen, wikkelte sich aus der Hülle heraus. „Habt Ihr gehört, Herr Herzog,“ wiederholte er, „welchen kostbaren Lockvogel der alte Narr drin verbirgt?“

„Aber was wolltest Du hier?“ fragte der Herzog, der seine bedeutsame Frage noch nicht verstand, sich scheu umsehend.

„Ei, gestrenger Herr, Euch im Cardife-Schloß besuchen. Wunderbar gut hat es diesmal sich gefügt, daß ich zu gleicher Zeit mit Euch bei Cardife ankam, und Euch dann verwundert auf Eurem nächtlichen Gange folgte. Eure Sinne haben Euch vortrefflich geleitet; der gescheuteste Kopf hätte keinen bessern Plan aussinnen

können. Geht, geht, die Wächter rühren sich, ich will nach Frankreich hinüber. Das wird Euern alten Bundesgenossen, den Grafen von Shrewsbury, aus seinem Schlafe wecken, wenn er erfährt, daß sein Töchterchen, das er längst todt geglaubt, wie wir Alle, nun noch Königin von England werden kann; geht schnell, sucht unterdeß das Vögelchen in Eure Gewalt zu bekommen; ich will Euch bald Nachricht ins Schloß bringen, wohin Ihr sie zu schaffen habt; nicht wahr," damit wandte sich der Schütz zu dem forteilenden Herzog zurück, „nicht wahr, Ihr reißt dem alten Wallis den Galgen nieder, wenn Ihr König seyd?"

9.

Es war einige Monate später, als dicht an der Meeresküste, am Kanal von Bristol, nicht fern von Monmouth in Glocestershire, mitten in der dunkeln Nacht, ein gewappneter Mann langsam auf und nieder ging. Die Nacht war bitter kalt und der Gewappnete, der die Wachhut vom königlichen Heere übernommen hatte, damit nicht fernere Hülfe von Frankreich her der weiter im Lande hin stehenden Rebellenschaar des Herzogs Robert und des Grafen Shrewsbury zustoßen sollte, hatte sich so tief in seinen dunkeln Wappenmantel gehüllt, daß er in ganz schwarzen Umrissen dahin geschritten wäre, hätte nicht der glänzende Schaum auf den Spitzen der hoch und hohl gehenden Wogen von Zeit zu Zeit einen blitzenden Widerschein auf dem Brustharnisch gefunden, und damit der dunkeln Gestalt Bedeutung und Leben

verliehen. Die Stille der Nacht ward nur durch das eintönige melancholische Rauschen des Meeres, dessen Wellen sich schäumend gegen die kreidigen Felsen des Ufers stürzten, durch das ferne Rufen der Wächter, und von Zeit zu Zeit durch den Schlag der Glocken in der nahen Stadt unterbrochen.

Die beiden hohen Kalkfelsen aber, zwischen denen der Mann seine nächtliche Wache hielt, und die kühn weit in die Wogen hinein traten, schnitten von der unermeßlichen Fläche des Meeres ein Stück ab, das mit dem Sternengewölbe ein schönes, übersehbares und deshalb heimischeres, wie in einen Rahmen gezogenes Gemälde bildete. Dies nahm der einsam schweigenden Nacht viel von dem Grausigen, das sie sonst am Gestade eines in trostlose Ferne hinausziehenden Elementes hat, das in seiner so ungeheuern physischen Größe und Gewalt das Gefühl der Ohnmacht in der Menschenbrust fast zu sehr und zu drückend erregt.

„'S ist als wenn's heut nicht kommen wollte, Herr," sagte eine tiefe Baßstimme, die von einer am Felsen zusammengekauerten Gestalt herkam, so daß der in Gedanken versunkene Waffenmann erschrocken zusammenfuhr, „'s will heut gar nicht kommen; es wird bald Tag seyn, und um die Zeit gestern war es schon lange wieder fort. Das wäre doch verdammt, wenn wir Euch aus Euerm warmen Zelte herausgeholt hätten, damit Ihr vergebens hier die Nacht fröret. Aber wahrhaftig, Tom und Robin haben's alle drei Nächte mit angehört, wie es laut und vernehmlich Euern Namen rief."

Es sprach das einer von des Mannes Dienern, der

die vorigen Nächte die Wacht am Meere gehabt, und dem mit seinen Gefährten dieses Abenteuer aufgestoßen war. So hatte sein Herr selbst die Hut am Strande übernommen, um zu verhüten, daß nicht etwa die Furcht der gemeinen Krieger vor etwas Uebernatürlichem die vermuthliche List der Feinde gelingen lasse. Nicht weit hinter den Felsen lag eine Schaar im Hinterhalt. Eben stand der Orion mit seinem Schwerte in überaus hellem Glanze funkelnd in der Mitte jenes Bildes und der Gewappnete schaute in seltsamer Stimmung in die schönen goldnen Sterne, die den hellen klaren Himmel zu einem blauen, silbergestirnten Königsmantel machten, als plötzlich ein Plätschern durch die bei Herannahen des Tages ruhiger gewordenen Wogen zu seinem Ohr drang, der schwarze Schnabel eines Fahrzeuges sich um die Ecke des einen Felsens bog, das Fahrzeug bald in der Mitte zwischen den Felsen schwebte und aus demselben eine lange weiße Gestalt sich schnell emporhob.

„So war's auch gestern," sprach der Knappe, der erschrocken von seinem Lager aufsprang, zu dem Führer, der in sprachlosem Entsetzen die Erscheinung anstarrte. Eben wollte dieser, sich ermannend, jene verborgene Schaar herbeirufen, nachdem er durch das Zeichen des Kreuzes dem Schutz der Jungfrau und aller Heiligen sich empfohlen, als in demselben Augenblicke ein hellleuchtender Schein, wie ihn die Dünste des Meeres oft zur Nachtzeit erzeugen, über die Gegend hinfuhr und einen Augenblick das Dunkel erleuchtete. Der liebliche Anblick einer schönen Jungfrau, mit langen, über die Schultern wallenden Haaren, gab ihm die augenblickliche Ueberzeu-

gung, es sey ein gewaltsamer Angriff nicht zu fürchten. Da auch er von jenem Schein umleuchtet und der Jungfrau kenntlich geworden war, so sah er den Kahn, von mehreren Männern gerudert, schnell auf den Strand zukommen. So groß war der Zauber, den die liebliche Erscheinung auf den in Gedanken an den morgenden blutigen Tag wehmüthig und sanft gestimmten Gewappneten ausübte, daß er, die Hut gegen eine Feindeslist vergessend, wenn auch halb in Furcht, daß ein überirdisches Wesen den Sterblichen heimsuche, an das Gestade schritt, und kühn den Arm der Norne oder Nixe zum Aussteigen bot.

Warm rieselte es bis in seine Brust, als eine warme weiche Hand die seinige, die er vom Eisenhandschuh entblößt, um den Feind recht sanft anzufassen, berührte. Freundlich hob er, so sauer es ihm auch zu werden schien, die Jungfrau über den Schlamm des Ufers hinüber, während er zu gleicher Zeit den Männern im Nachen mit drohender Geberde gebot, sich nicht vom Flecke zu rühren, was diese auch nicht zu beabsichtigen schienen.

„Margarethe!" rief der Gewappnete, als er das Mädchen ans Ufer gesetzt und sie näher ins Auge gefaßt, und stieß in unwilligem Erstaunen sie von sich zurück.

„O, Vater Gray," erwiederte wehmüthig die Jungfrau, „könnt Ihr so der Tochter zürnen, daß sie vom Geliebten sich zu dem alten Vater wieder führen ließ? Bin ich, die Schwache, Unglückliche, Schuld an diesem blutigen Streite der rohen, ehrgeizigen Männer?"

„Du bist freilich nicht Schuld, Kind," sagte weicher

der Alte, „aber der Zauber, den Dir zum Unheil so vieler Männer Gott verlieh, der mich bewog, eine von Gott Gezeichnete in mein Haus zu nehmen, der meine alten Glieder in ungewohnten Stahl zwängt, der mich, den alten friedlichen Mann, morgen in die vordersten Reihen der blutigen Krieger treibt; denn wie könnte ich anders den schweren, schimpflichen Verdacht von mir wälzen, als hätte ich Antheil an der Empörung, die sich an meinem friedlichen Heerde entspann!"

„O Gott, das ist's ja eben," rief mit herzzerschneidendem Tone Margarethe, „was mir die Ruhe von dem Lager scheucht, und mich in der kalten Nacht unter rohe Männer auf das wilde Meer hinaus treibt; das ist es, warum ich vier Nächte schon die Mummerei eines Gespenstes anlege, um die gemeinen Krieger weg zu schrekken, und Euch, der die Hut hier am Meere hat, an's Ufer zu locken. Ich kann's nicht tragen, daß morgen der Vater oder der Geliebte das Todesschwert dem Greise in die Brust stoßen soll, der einem alten Vater sein Kind zweimal mit eigner Gefahr vom Tode gerettet. Hat es Euch je etwas gegolten, Vater Gray, daß Euch Margarethens Lied Abends am heimischen Heerde in friedlichen Schlummer sang, daß sie sorgsam die Fliegen von Eurem Gesichte Stunden lang verscheuchte, so beschwöre ich Euch, geht morgen nicht in die Schlacht."

„Du warst immer dem alten Manne ein liebes Kind," sagte tief gerührt der Alte. „Aber sieh, auch meine Hausfrau ist schon vorangegangen; sie unterlag dem Kummer. Wohl hat sie das nicht gedacht, Margarethe, als sie auf dem Markte gerührt vor Dir stand."

„O seyd barmherzig,“ schluchzte die Jungfrau, „o bleibt, bleibt zurück!“

„Weine nicht so, Kind, Du machst mir das Herz nur noch schwerer,“ erwiederte der ehrwürdige Tuchherr. „Laß mich nun noch den Trost haben, daß ich einen ehrenvollen Tod finde, daß die Enkel, die später kommen, sagen können: Seht, er war doch treu, der Alte, er gab sein letztes Herzblut aus den halb schon erstarrten Adern seinem gnädigen Könige, der ihn hoch vor allen geehrt;“ doch hier versagte auch dem Alten die Stimme, und, um diese schmerzliche Scene zu enden, winkte er dem Diener, die am Boden liegende Jungfrau wieder in den Nachen zu tragen. Als dieser die laut Weinende dort niederlegte, wischte sich selbst mancher von den Ruderern einen Tropfen aus dem bärtigen Gesicht, und Niemand beschreibt wohl den Schmerz des alten Gray, als er den Zipfel des weißen Gewandes am Felsen verschwinden sah, und sie so auf immer aus dem Gesichte verlor.

Schon war im Osten ein blasser Lichtstreif am Horizonte sichtbar; schon zogen sich die Schatten der Nacht auf dem weiten Meere in die Thäler, welche die Wellenberge bildeten, während die Wellen dem Auge immer weiter von den schaumigen Spitzen herunter sichtbar wurden, aber in der ewigen Bewegung ward bald der helle Berg das dunkle Thal, und umgekehrt. Schon traf ein heller Streif die Wände der Kalkfelsen und die größern Pflanzen wurden dem Auge wieder sichtbar. Eine scharfe Morgenluft wehte erfrischend über das Ufer und verjagte auch aus des Alten Herzen die Gestalten und bangen Gefühle der Nacht. Bald prallte ein rother

Streif oben an die Felsenwand. Es war der erste Strahl der die junge Welt begrüßenden Sonne. Rauschend schwang sich die Seemöwe vom Felsen der Sonne entgegen, und herrlich funkelten ihre Flügel in den sie vergoldenden Strahlen.

In diesem Augenblicke erschollen von dem englischen Lager her die Posaunen, die den Morgen und das Morgengebet für das Heer verkündeten. In vollen Accorden erzitterten die kräftigen Töne über das Land zum Meeresufer hin, und drangen ermuthigend und begeisternd selbst in des Alten Herz. Da sank auch er am Ufer auf die Kniee nieder, heiß drang in dem herrlichen Morgen sein frommes Gebet zum Thron des Allmächtigen empor, und jedes einzelne Leid tauchte unter in das große Gefühl der erhabenen Schöpfung.

10.

Die Hoffnungen Herzog Roberts und seiner Anhänger waren grausam getäuscht worden; König Ludwig hatte sie, von dem frühern Ausgange gewitzigt, wenig oder gar nicht unterstützt; die Einwohner von England selbst hatten bei dem klugen Benehmen Heinrich's so wenig zu gewinnen, daß nur schlechtes Gesindel, unter Wallis Anführung, zu ihnen stieß. Von Tage zu Tage hatten sie auf mehr Verstärkung gehofft, und als sie ihrer Täuschung vollständig inne geworden, war es unmöglich, dem sie umzingelnden Heere des Königs zu entkommen.

Der ungleiche Kampf war gar bald entschieden, und

die dem Ausgange desselben im Zelte ihres Vaters harrende Margarethe ward bei dem Anblick der wenigen Flüchtlinge nur zu bald ihres Schicksals gewiß. Von Todesangst beflügelt, eilte sie durch die Haufen der Krieger auf das Schlachtfeld. Unter den vordersten Reihen traf sie den Körper ihres Vaters und dicht neben demselben den des alten Gray. Beide, die ungestümsten Kämpfer, waren gleich die ersten Opfer des Tages gewesen, und die Lage der Leichen machte es der trostlos jammernden Tochter nur zu wahrscheinlich, daß ihre Angst gegründet gewesen, und daß beide sich, einander nicht kennend, im schrecklichen Zweikampfe getödtet.

Doch harrte ihrer ein noch jammervollerer Anblick, als sie die Augen erhob und den sich vergebens sträubenden Geliebten in dem Arm dreier starken Männer erblickte, umringt von einem Haufen roher Zuschauer, unter denen der König mit von Wuth erhitztem Angesicht zu Pferde hielt und mit zorniger lauter Stimme Befehle ertheilte. Bald darauf rissen die Männer, welche sie schon in den Zelten aufgesucht, die Jungfrau gewaltsam zu der Gruppe hin.

Wir ziehen einen Schleier vor die Scene, wie der König, von der Leidenschaft des Augenblicks hingerissen, ganz gegen seine sonstige Klugheit, seinen Namen mit Grausamkeit befleckte und befahl, seinen Bruder, damit er nicht wieder entflöhe, auf der Stelle in Gegenwart der Geliebten, die mit ihm geflohen war, des Lichtes seiner Augen zu berauben, wie der unglückliche Herzog von der Sonne und dem Glanz der Erde Abschied nahm, und, nachdem er noch den letzten Blick auf die ohnmäch-

tige Jungfrau geworfen, für immer in ewige Nacht versank. —

Als Heinrich von seiner ersten Leidenschaftlichkeit zurückgekommen war, seine Klugheit und sein besseres Gefühl wieder die Oberhand in ihm gewonnen hatten, reute ihn herzlich die rasche That, und vor allem jammerte ihn das Schicksal der unglücklichen Margarethe, die durch ihn Eltern und Heimath und den Geliebten verloren. Als sie daher flehentlich bat, ihre übrigen Tage in der Abtei zu Glocester verbringen zu dürfen, gewährte er ihr diese Bitte, und beschloß sogar, sie vor allem Volk königlich zu ehren und sie selbst in jene Ruhestätte ihres Herzens zu begleiten.

„Als der Tag ihrer Einkleidung gekommen, so erzählt ausführlich die Sage, zog man ihr ein fürstliches Kleid, durchaus von weißer Seide, an, legte ihr einen goldenen Gürtel um, steckte ihr Perlen und Edelsteine in das schöne Haar, das, wie bei einer fürstlichen Braut, in langen Locken bis auf die Schultern herabfiel, und band um ihren weißen Nacken Juwelen von unschätzbarem Werthe aus des Königs Schatze.

Aus dem Hause ihres Pflegevaters, des alten Gray, trat das so glänzend geschmückte Opfer in die von dem Volke, das an dem trüben Geschick der von allen heiß geliebten Jungfrau den innigsten Antheil nahm, überfüllten Straßen, die von den Einwohnern mit grünen Zweigen belegt waren. Alle Glocken in Glocester wurden geläutet, als sie, „wie ein himmlischer Engel,“ zwischen dem Könige, der sein königliches Gewand um, seine Krone auf dem Haupte hatte, und dem ersten Bi-

schofe, der seine Mitra trug und ein goldgesticktes Gewand, einherging und über ihrem Haupte ein weißseidener Baldachin getragen ward. Voran gingen gegen hundert, heilige Gesänge anstimmende, Priester, und ihr nach die vornehmsten Frauen des Landes, dann alle Bürgerfrauen und Mädchen von Glocester, und auf jeder Seite stand eine unzählige Masse Volks. Als sie in die Kirche vor die Aebtissin gekommen war, kniete sie nieder und verrichtete ihr Gebet. Darauf that sie mit eigenen Händen ihr jungfräuliches Gewand, ihren Gürtel und ihre Juwelen ab. Dann führte man sie bei Seite, und zog ihr, statt ihres seidenen Kleides, ein härenes Gewand an. Die Klosterfrauen schnitten ihr die herrlichen Locken ab, und streuten ihr Staub und Asche auf das Haupt, und als man sie barfuß wieder zum Vorschein brachte, da weinte alles Volk. Darauf führte man sie für immer vor den Augen der Welt hinweg. Aber der König schenkte noch reiches Land der Abtei, der sie angehörte." — So lebt die Jungfrau im Andenken des Volks, während ihres unglücklichen Geliebten nicht ferner erwähnt wird, als daß er auf sein Verlangen nach seinem Tode in dieser Abtei bestattet ward.

Einen Nachkommen jener neun „Hauswirthe" erhob der König hoch vor allen, und machte ihn zum ersten Lord-Major von London. Wer konnte dies wohl anders seyn, als der Sohn des alten treuen Tuchherrn Gray von Glocester?

So unterstützte das Schicksal nach der Sage des Volkes wunderbar den Willen dem König treu ergebener, friedlicher und gewerbfleißiger Unterthanen, um ihn ganz

vor jeder Furcht vor Gefährdung seines Thrones zu schützen, und es haben sich die Grundzüge jener Sage, so seltsam sie auch manchmal nach der Gewohnheit des Volkes Namen und Zeiten vermischt, darum wohl noch so lebendig im Volke erhalten, weil es demselben so vorkommen mußte, als habe das Geschick mitten in rohen und kriegerischen Zeiten, wo Gesetzmäßigkeit und friedliche Ruhe so seltne Erscheinungen sind, recht auffallend zeigen wollen, welche Gewalt der Herrscher sich gründet, welcher jene befördert, und daß ein solcher, selbst wenn er die in den Gemüthern der Menschen durch die Zeit und den Glauben geheiligten Gesetze der Erbfolge nicht achtet, dem in jenen Zeiten gefürchtetsten Gegner, dem blos ritterlichen und kriegerischen, obzusiegen vermag. Und darum zeigt sich wunderbar für Robert's Schicksal kein Mitleid und tadelt des Königs Grausamkeit nicht. — Wohl mußte die Erinnerung daran desto länger im Volke leben, als das Dunkel der noch lange dauernden rohen und kriegerischen Zeiten jenem friedlichen Lichte einen um so helleren Glanz verlieh. Was die in den Daten und Namen genauere Geschichte dazu sagt, was geht dies das Volk, was nach ihm den Dichter an?

Musikalisch-dramaturgische Aufsätze.

I.

Ueber die Oper und ihre Bedeutsamkeit im Allgemeinen *).

Die Oper bemächtigt sich immer mehr der Bühne und nimmt die Aufmerksamkeit des Publikums immer mehr in Anspruch; dennoch wird so wenig versucht, Komponisten wie Dichtern, Sängern wie blos recitirenden Schauspielern, gleiche Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Dies fällt um so mehr auf, als so große Männer schon gegen die Meinung derer sich erhoben, welche die Oper unbedingt als den Krebs, der an der deutschen Bühne nagt, betrachtet wissen, die nur Heil für die dramatische Kunst von der Verbannung derselben erwarten wollen.

„Ich hatte" — sagt Schiller in einem in dem ersten Hefte des 6. Bandes über Kunst und Alterthümer mitgetheilten Briefe an Göthe — „ich hatte immer „ein gewisses Vertrauen zur Oper, daß aus ihr, wie aus „den Chören des alten Bacchusfestes, das Trauerspiel in „einer edleren Gestalt sich loswickeln sollte. In der

*) Zuerst im Dresdener Merkur, September 1827.

„Oper verläßt man wirklich jene servile Naturnachah-„mung, und, obgleich nur unter dem Namen von Indul-„genz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das „Theater stehlen."

Diese Klage über die Nüchternheit und servile Naturnachahmung auf dem Theater zu einer Zeit (1797), wo die deutsche Oper sich erst zu verbreiten anfing, entkräftet schon an sich jenen Vorwurf, und die, welche ewig nur von den guten alten Zeiten predigen, bedenken nicht, daß die Seiltänze, welche Schrödern bekanntlich in seinem Wirken störten, doch tief selbst unter der prunkhaftesten Oper stehen, und daß daher der Geschmack eines Theils des jetzigen Publikums an dieser immer doch um so viel höher über dem des damaligen stehen müsse, als Singen und Musik über Springen und Seiltanz.

In das Mährchenhafte, das Geisterwesen, die rein ideellen, in der Sage und Ahnung nur begründeten Gestalten, hüllte sich die Poesie von jeher so gern, um durch eine das Gemüth in höhere Schwingung versetzende außerordentliche Form den Menschen in jenen magnetischen Schlaf zu wiegen, in dem sie wundersam zu ihm spricht. Einer Zeit, die des reinen, süßen Glaubens noch so viel hatte, in der Shakespeare seinen Geist im Hamlet, seine Hexen im Macbeth, seine lieblichen Elfen im Sommernachtstraum, seinen Ariel mit der unsichtbaren schönen Musik im Sturm, citirte — einem Volke, das jetzt noch phantasie- und glaubensreich die Spekulation des bürgerlichen und berechnenden Lebens haßt, dem Gozzi seine wunderbaren Dramen vorführte, konnten jene Geister ohne ein vorbereitendes, die Phantasie erst künstlich

im Allgemeinen aufregendes Mittel blos in Wort und Gestalt wirkend erscheinen. Aber den so nüchternen Deutschen, wie sie im Allgemeinen Schiller am Ende des 18ten Jahrhunderts fand, die so mit Spott auf die alten Gestalten des Mittelalters, deren sie sich früher erfreuten, herabsahen, mußte ein mächtiger Geist hervorgerufen werden, der sie in jenen schönen, edlen Schlummer zurücksingen konnte — die in Gestalt und Handlung vor sie hintretende Musik, die sich damals gerade immer mehr aus dem einfachen Liede des Volks, aus den Hymnen und Oratorien der Kirche, wo sie nur ein Gefühl, eine Andacht einseitig hervorrief, zum mannigfaltigen, allen Gefühlen des Herzens Platz machenden Drama, vor das ganze Volk auf die Bühne hindrängte.

„Sie" — fährt Schiller am gedachten Orte fort — „stimmt durch ihre Macht, durch eine freiere harmo„nische Reizung der Sinnlichkeit das Gemüth zu einem „schönern Empfängniß, und das Wunderbare, was in der „Oper geduldet wird, müßte nothwendig gegen den Stoff „gleichgültig machen."

Und in der That auch wirkte Schiller besonders zur größern Aufnahme der Oper in Deutschland. Die Orgel in dem pomphaften Krönungszuge der Jungfrau, die wie ein alter Glockenton aus ferner Zeit zu uns dringt, noch mehr die höchst romantische, fast opernartige Introduktion in seinem Tell, geben davon Zeugniß.

Wollte man zur Entgegnung die verderblichen Folgen, die für den Moment unläugbar die Oper über die darstellende Kunst hereingebracht hat — die Kassen sprengende Prunksucht und die Flitterlappen — den Ohr,

Herz und Geist betäubenden Lärm, der alles einfach Erhabene zu ersticken droht, die immer nach Pikanterem freudig haschende Begier, die ein sonst recht gebildetes Publikum eine kurze Zeit sogar zum Ansehen von Affendarstellungen verleitete — wollte man dies erwiedern, man rückte mit eben dem Rechte dem Christenthume die Räubersynode zu Ephesus und Luthern den dreißigjährigen Krieg vor.

Freilich wirkt ein solcher Geist, wie er in der Musik und in der Oper weht, losgelassen plötzlich, wie die Winde aus dem Schlauche des Aeolus, anfangs verderbend, wie alles Große in der Weltgeschichte, bis gewaltigere Hände durch ihr quos ego! — ihn in die gebührenden Grenzen zurückführen. Schüchtern verbirgt sich noch oft die blos recitirende dramatische Kunst vor solchem Wesen, aber es wird ausbrausen, sobald es der Poesie immer mehr gelingen wird, sich seiner zu bemächtigen, das Drama wird das Wunderbare von der Oper, die Oper Sinn, Ernst und Einfachheit vom Drama entnehmen, und die Zeit wird kommen, wo die Menschen auch hierin dankbar des Wortes und des Wirkens des Sängers gedenken werden, der vor Allen berufen war, für immer die Liebe und Verehrung der Menschen an sein Grab zu fesseln.

Die Hauptschwierigkeit, die sich bisher immer der reinern Wirkung der Oper entgegenstellte, die Hauptursache, daß sie eine so verderbte Richtung nahm, lag in dem Mangel guter Operndichter. Wir sind jetzt wenigstens so weit, daß wir fühlen, es verlohne sich der Mühe, daß ein begabter Mensch sich der Oper annehme. Schwie-

rig muß es seyn, da selbst Göthe und Tieck nicht solche Arbeiten lieferten, an denen sich bis jetzt noch ein Musiker mit Erfolg versuchen mochte, und schmerzlich fühlen wir es deshalb, daß ein mit musikalischem und poetischem Sinne so reich begabter Mensch, wie Callot-Hofmann, nicht mehr dafür that, und lieber von seinen fratzenhaften Gestalten sich tödten ließ — daß sein einziger Versuch, seine Undine, für's Theater so gut wie verloren ist.

Zwei allerdings schwer zu erringende Erfordernisse begegnen sich hier; einmal daß der Dichter, was in der Poesie fast das Schwerste ist, ein mit lebendiger Behandlung organisch construirtes Drama zu entwerfen vermöge, mit allen einzelnen Scenen und zwar solchen, die der Musik Gelegenheit geben, die in ihrem Bereich liegenden Gefühle und Leidenschaften in harmonischem Wechsel zu entwickeln — daß er im Allgemeinen also der Musik sich zu bemächtigen und sie sich unterzuordnen wisse; — auf der andern Seite aber muß er wieder im Einzelnen vor der Musik zurückzutreten, eine einfache, anspruchlose, gedrängte, und dennoch rhythmische, accentuirte und schön fallende, im Versmaaß, in der Länge und Kürze, nach musikalischen Gesetzen mannigfach wechselnde Sprache zu bilden — und immer doch dem Sinne des Komponisten, seiner Richtung, seinem Geiste sich unterzuordnen im Stande seyn. Daß daher, selbst bei natürlichen Anlagen, hierzu nöthig sey eine lange Uebung im Hören, ein langes Vergleichen der Gesetze, in denen Sprache und Musik in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung zu einander stehen, um sich in und durch einander zu erklären, wird

man leicht einsehen. Und schon eben deshalb mußte die Musik eine Zeit lang mit den Mitteln, die sie vorfinden konnte, von der Scene in das Volk und die Hörer hineinklingen, ehe sich an ihr Dichter heranbilden konnten, die sie nun weiter, als sie durch sich selbst kann, zu führen im Stande sind. So mußte die Oper erst lange sich die unverdiente Verachtung Vieler zuziehen, ehe sie aus ihr durch die Poesie selbst gerissen wird.

Ein Hauptübelstand freilich, der sich fast bei allen Opern und bei den meisten deutschen, außer den Spohrschen, findet, und den die Italiener mit ihrem natürlichen Sinn für alles Musikalische fast immer vermeiden, ist das durchaus störende Abwechseln der Musik mit der Rede. Daß die Oper dadurch etwas Unnatürliches hat, geben selbst diejenigen zu, welche diese Abwechselung für nothwendig halten, damit das angegriffene Gemüth und Ohr etwas ausruhen könne. Aber eben dies Ausruhenwollen ist nur ein durch die bisherige Gewohnheit nothwendig gewordenes Bedürfniß; es ist dieser Wechsel zwischen Gesang und Sprechen einigermaßen dem beim Shakespeare häufig überdacht vorkommenden Wechsel zwischen Prosa und gebundener Rede zu vergleichen. Aber bei ihm, den immer ein so natürlich richtiges Gefühl leitete, sind die in Prosa und im Rhythmus redenden Personen fast immer verschieden. Von dem Augenblick, wo eine edlere Gestalt herein tritt, hört die Prosa auf. Weit fühlbarer ist dies in der Musik. „Der „höchste Sprechton“ — sagt Jean Paul irgendwo — „steht immer tiefer als der tiefste Sington“ — versteht sich bei derselben Person. — Wie oft haben wir den

Kummer, daß uns Jemand, der uns durch seinen Gesang in den Himmel erhob, durch sein Sprechen in das Gemeinste hinunterstürzt. So sollten selbst da, wo der Dialog nicht so langweilig als in den meisten Opern ist, vermittelnde Schauspieler wenigstens dazwischen treten, welche die oft in der Musik unverständlichen Erzählungen vortrügen. Nähme der Dichter gleich anfangs darauf Rücksicht, so würde die Oper durchaus auch dadurch an Gehalt gewinnen, und wir vernehmen mit Vergnügen, daß in dem letzten Meisterwerke Weber's solche recitirende Rollen sich finden, die selbst die bessern Schauspieler übernehmen. Schon in den allegorischen Vorstellungen, selbst bei Göthe, finden sich dazwischentretende erklärende Personen, und in der komischen Oper ist selbst die geflissentliche humoristische Vernichtung der Illusion durch plötzliches Hineinziehen der theatralischen Welt in die wirkliche, wie in Tieck's Kater, von großer Wirkung. Freilich wird dies bei größeren und ernsten Kunstwerken nur ein Nothbehelf seyn, und bei einem wirklich abgerundeten und harmonischen Kunstwerke auf keine Weise vorkommen dürfen. — Der Hauptnachtheil aber, den das Sprechen und Singen derselben Personen mit sich bringt, ist die übertriebene Accentuation, Gestikulation, die aus dem darstellenden Gesang in die darstellende Rede mit hinübergezogen wird, und einen höchst affektirten unleidlichen Eindruck macht. Die heftigere Bewegung, die wir in der erregten höhern Stimmung der Musik selbst bei unbedeutenderen Aeußerungen erträglich und natürlich finden, ist unausstehlich, wenn sie nachher in der nüchternen Rede aus einem Ameisenworte ein Elephantengeschrei

macht. Selbst bessere und geübtere Darsteller sind hiervon nicht frei.

Dem Umstand, daß, wenn einmal nur in solcher seltenen Vereinigung eines geistigen Dualismus erzeugte Produkte erfordert werden, solche Beispiele in einem Volke zu selten hervorgehen können, um der Bühne den nöthigen Bedarf zuzuführen und die schlechteren Sachen zu verdrängen, kommt der zu Hülfe, daß die Musik nicht in dem Grade wie die Sprache eine rein nationelle Erscheinung ist — daß im Allgemeinen die Leidenschaften und Gefühle jedem Volke in denselben Tonweisen sich offenbaren, die einzelnen detaillirteren, den einzelnen Völkern eigenthümlich angehörenden Formen aber, mag sie der schottische Hochländer, der Schweizer, der Tyroler singen, mögen die Molltöne der Russen und Neapolitaner in ihren Volksliedern, wie die leichten fröhlichen Chansons der Franzosen zu uns herüber tönen, sie verwandt an unser Ohr und Herz sich schmiegen. Und was Plato von den Ideen sagt, daß sie blos wiedererweckte alte Erinnerungen sind; so spricht die Musik fast jedes Volks uns von bekannten dunklen vergangenen Zeiten und Ländern, in denen wir früher gelebt zu haben und gewesen zu seyn scheinen. — Was Göthe ferner von der jetzigen Literatur im Allgemeinen sagt, sie werde eine Welt-Literatur werden, das gilt großentheils auch von der Musik. So drang Händel zu uns von London herüber, so ging Maria von Weber zu den Britten, und Beider Töne hallen zu gleicher Zeit von den Ufern der Themse, wie an der Elbe wider.

II.

Ueber die Nothwendigkeit und die Wirksamkeit der musikalisch-dramaturgischen Kritik.

Man sage nicht, daß die wahre Kritik gegen die Volksstimme nichts vermöge; consequent durchgeführt, trägt sie ein langsames zwar, aber später, nachdem der, wenn die Wissenschaft ihn nicht unterstützt, nur kurz dauernde Reiz des ersten Momentes vorüber ist, desto wirkenderes und zerstörendes Gegengift mit sich. Aber wichtiger, als jeder andern Kunst, ist der Musik die Kritik, nicht nur weil das Bedürfniß der Seele nach ihr selbst der verderbtesten einen Eingang öffnet, sondern weil gegen ihre Verderbtheit fast nirgends anders eine Wehr sich findet. Den schlechten Dichter weise ich ab, den gedruckten Homer, Göthe oder den Shakespeare in der Hand; dem schlechten Maler zeige ich die mich ewig umgebende Natur, die mich ihn entbehren macht; — aber der schlechten Musik, der schlechten Oper bin ich verfallen, höre ich keine andere. Es ist oft in Zuhörern die größte anderweitige Bildung bei großer Empfänglichkeit für Musik ohne lange und ernste Bemühung zur Vervollkommnung dieses Sinnes nicht fähig, mittelmäßige Musik von guter zu unterscheiden, und Schönheiten in letzterer genau und bewußt herauszufinden und zu genießen; die erstern mangeln, zumal wenn sie nicht

unmittelbar neben einander oder hinter einander vor die Seele geführt werden. Dazu kommt, daß, wie in Einzelnen, so in der Menge, oft eine momentane Stimmung der Seele vorwaltet, die das Schlechteste oft begünstigt, da der Ton ein weit mehr physisch in die Sinne fallender Körper ist, als der Lichtstrahl für das Auge, weit mehr durch die die Seele mit einem Flor umziehenden Sinne zur Seele erst dringen muß, und wenn er einmal in einem ihm günstigen Momente auf eine gewisse Weise einen Weg in die Sinne sich gebahnt hat, sie sich so leicht so bilden und formen, daß sie seinem wiederholten Eindringen offen bleiben, und andern Weisen den wirksamen Eintritt erschweren. Deshalb muß über keinen Sinn sorgsamer mit dem Verstande gewacht werden, damit der Seele dieser so unendlich einflußreiche Weg zur Erweckung erhebender, großartiger und edelmenschlicher Gefühle erhalten, und sie nicht in dem Taumel leichtfertiger, tändelnder und kitzelnder Gefühle ertränkt werde. — Wie sehr das die großartigen Alten in seiner ganzen Schwere gefühlt, zeigt Plato's herrlicher Eifer in seiner Republik, und Dinge, über die der in gewissem Sinne immer einseitige und mit der natürlichen Freiheit im Kampfe begriffene Staat nicht wachen darf, müssen der freien geistigen Sorge ernster, unbefangener Männer, ihr Schutz den Waffen der Belehrung überlassen seyn.

Wie viel weniger hätte R o s s i n i z. B. überall den gesunden Geschmack in der Musik verderben können, wenn er eine nur einigermaßen begründete und ausgearbeitete musikalische Aesthetik vorgefunden hätte! Wäre man ihm wenigstens von Seiten der Kritik kräftig entgegengetreten!

Aber man that ihm fast nur Vorschub, und diejenigen begingen auf jeden Fall Unrecht, die sogar in dicken Bänden, in denen sie den durchgängigen Mangel an dramatischer Wahrheit selbst zugeben, seines schönen Talentes wegen ihn in Schutz nahmen, und seine kritischen Lobredner wurden. Da, wo sich ein Talent selbst so geltend macht, wo es darum nach einem vortrefflichen französischen Bonmot mit dem Napoleon'schen so viel Aehnlichkeit hatte, daß es mit der großen Trommel in Europa den meisten Lärm machte, und sich im eigentlichsten Sinne ausposaunte — da thut die Kritik schon zu viel, wenn sie schöne Einzelnheiten lobend anerkennt. Ein solches Talent darf nur die strengste Opposition von Seiten der Kunst und Wissenschaft und überall Protestation und strenge Geltendmachung der Gesetze des wahren Schönen und Guten finden. In der großen Aufmerksamkeit der tadelnden Kritik auf dasselbe liegt schon Anerkennung seiner Wichtigkeit genug. Sie muß auf doppelte Schadloshaltung gegen seine Einwirkungen dringen, je verführerischer seine Reize sind, aus demselben Grunde, wie nach dem Talmud ein verursachter Schaden ganz ersetzt werden muß, wenn ein Hahn den Kopf in ein gläsernes Gefäß hineinsteckt, kräht und dadurch das Gefäß zersprengt, während nur die Hälfte des Schadens ersetzt wird für das Zersprengen des Gefäßes durch das Geschrei eines Esels oder durch das Wiehern eines Pferdes. Denn wer einen Esel sich so nahe kommen läßt, hat den Schaden sich selber für seinen Geschmack zuzuschreiben, und ist dagegen nirgends Hülfe. So lange die erwähnte musikalische Aesthetik, die, wie jede andere, aus den großen

und unsterblichen Mustern dadurch deducirt werden muß, daß man der Gründe ihrer Wirkungen bis ins Einzelnste sich klar bewußt zu werden sucht, — muß die Kritik gegen verderbliche Talente anderer Mittel sich bedienen. Es steht ihr ein so einfaches, als wirksames, täglich zu Gebote; sie darf blos darauf dringen, daß ältere große und wahre dramatische Erzeugnisse aufgeführt würden. Großes wäre dadurch zu erreichen, wenn man sich bemühte, solche ältere Werke häufiger entgegenzustellen, die in ihrer so großen Heterogenität zu anschaulichen Vergleichungen führen müssen, geschützt durch die europäische Bewährtheit der Namen ihrer Verfasser und ihrer Vortrefflichkeit, die man schon der Schande halber vortrefflich finden müßte, unterstützt durch eine erklärende, mit Enthusiasmus für sie abgefaßte, Kritik. Unter ihrem Schutze, und durch sie wieder mehr vorbereitet, würden dann erst in ihrem Geist und Sinn gearbeitete neuere Werke ihren Eingang in die Herzen und Gemüther des Volks halten können. — Wer wäre zu dieser Restauration des Geschmackes mehr berufen, als der, welcher, und zwar ebenfalls gegen die Italiener, eine Revolution siegreich durchsetzte, — als der unsterbliche Gluck? — Er, der in seiner so strengen Einfachheit und Erhabenheit, mit der vollendetsten Charakteristik und der bis in's Kleinste tief berechneten dramatischen Umsicht, die sich nicht nur auf die charakteristische Wahl jedes Instrumentes, sondern jedes Tons fast in diesem erstreckt — mit der passendsten Wahl des Umfangs der Töne für jede Art menschlicher Stimmen — in Allem fast der Gegensatz der Neuern ist! — Ein Geist, der dem weichen Pa-

ris gegenüber seine Helena darum strenger hielt, nicht weil, wie doch selbst der geniale Rousseau meinte, sie eine Spartanerin war, sondern — weil sie Hektor achtete — der muß wohl ein Heilmittel in seinen Werken bringen, das sich der Welt kaum im Verlauf von Jahrhunderten wieder aufdringt.

So machte auch Rossini unter allen deutschen Städten in Berlin das wenigste Glück, der einzigen Stadt fast noch in Deutschland, die die Heimath Gluckscher Opern genannt werden konnte; — sein Glück in der neuesten Zeit verdankt er nur der zufälligen Anwesenheit der Sontag. — Ich habe zu sehr an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß ich nicht auf das Bestimmteste überzeugt seyn sollte, wie Rossini neben Gluck durchaus fallen müsse — und dennoch hörte ich in Berlin nur ein einzigesmal die beiden ersten Acte der Iphigenia in Tauris, da ich leider den dritten versäumte, um die gepriesene Sontag in einer Privatgesellschaft zum erstenmale zu sehen. — Wie erstaunt ich da der einfach großen Ouverture horchte, die die Ruhe vor dem später eintretenden Sturme ausdrückt, fast ganz ohne die Messinginstrumente ausgeführt! Wie die langen einfachen Striche der Bogeninstrumente in dem großen Gebäude widerhallten, und eine neue, erhabene Welt voll Ruhe, Großartigkeit, Kraft ohne Milde, Milde ohne Süßlichkeit, voller einfacher, oft aber in erneuter Gestalt wiederkehrender, Gedanken und Motive schufen! — Wie den Sturm nachher selbst dieselben Instrumente, nur im Fortissimo ohne alles Geräusch und Geschrei des Orchesters, ausdrückten! wie erhaben, zu den durch die Religion ge-

heiligten Ausdrücken barbarischen Wüthens des Volkes gegen die Fremdlinge passend die Musik sich bewegte, in die die Stimme der beschwichtigenden Priesterin und des ernsten, rauhen, doch gottbegeisterten Thoas hineinklingt! — Wie dann selbst in dem Scythenchore, das die mörderischen Keulen über die Gefangenen schwingt, zu dem ein moderner Tonsetzer alle Fluthen gräßlicher, durch Trompeten, Hoboen und Pickelflöten schmetternder Dissonanzen des Orchesters losgelassen hätte, nur die Contrabässe und Violoncelle, die charakteristische Hauptmelodie angebend, vorwalten! Wie aber der Meister mit diesen einfachen Mitteln eine desto größere, schreckendere Wirkung erreicht, da das Ohr ihnen sich nicht widersetzen kann und fast gezwungen ist, sich den bei allem Furchtbaren doch in uns sich hineinschmiegenden Tönen hinzugeben, während selbst Weber's Wolfsschlucht uns über kurz oder lang aus seinem Freischütz heraustreibt, da er das Ohr über die Gebühr martert und entschieden hier die Grenzen des Schönen und der Kunst überspringt! — Und nun die herrlichen Recitative mit ihren langen vollen Tönen, in denen Vocale und Worte vollständig und deutlich sich aussprechen.

Der Sinn für Instrumental- und Concert-Musik erfordert nun noch weit mehr Ausbildung, Anregung und Uebung, da hier der Verstand und die Phantasie allein thätig seyn müssen und durch nichts unterstützt werden, während die dramatische durch Handlung und Darstellung, durch Wort und Mimik sich supplirt; darum muß bei diesen äußeren Umständen bei uns dieser Sinn noch weit mehr zurück seyn, als dort, wo jene Hindernisse

nicht Statt finden. Daß die dramatische Musik an sich die Concert-Musik verdränge, will mir nicht einleuchten; ein Blick auf Berlin, wo die erste fast im höchsten Flor, und dies doch die Stadt in Deutschland ist, wo die Concert-Musik am meisten blüht, so daß man sich in seichten, nach erbärmlichem und hämischem Witz in elenden Wortspielen jagenden Berichten nicht schämt, dieses Verlangen nach einfach Großartigem in den Concerts spirituels mit der Hundswuth zu vergleichen, beweist dies. Auch in süddeutschen Blättern fand sich eine Klage über Mangel an Sinn für Concerte in München. In Berlin mag, außer Gluck, Zelter's Singakademie unendlich viel als Gegenwirkung gegen die moderne Theater-Musik beitragen, und deshalb kann das ähnliche jetzt in München gegründete Institut viel wirken. Aber das Ganze scheint mir doch in einem Allgemeinern seinen Grund zu haben, der eben das glänzende Bestehen des Zelter'schen Instituts mit möglich machte. — Dies ist aber die nordische Eigenthümlichkeit im Gegensatze der südlichen, und hier findet sich eben wieder das schon oben berührte, wunderbar umgekehrte Verhältniß der Musik im Schaffen und Empfangen. Der Süden begeistert zum Schaffen, der Norden zum Aufnehmen des Geschaffenen, in so ferne der kältere Verstand und die vorwaltende Reflexion dies mehr begünstigt, wie unstreitig doch bei der Instrumental-Musik der Fall ist. Alle großen Instrumentalisten waren aus Süden, nicht nur Corelli, Tartini, Bocherini, sondern Haydn, Mozart, Beethoven, die Rombergs, Weber. Ja selbst die Bache, in deren Familie die Musik wunderbar genug

gleichsam vom Vater und Sohn wie ein heiliges Familien-Erbe durch Tradition sich fortpflanzte, stammten aus Ungarn, bis diese Quelle am Ende im Norden versiegte, dort die Künstler-Familie ausstarb. Aber in Italien gedieh die Concert-Musik fast nie; in England wurden diese Meister am meisten genossen, und noch heute ist London das Eldorado jedes Virtuosen. Noch in Amsterdam waltet die Concert-Musik entschieden vor. In Paris findet sich ein Gleichgewicht zwischen beiden, vielleicht auch bei den Berlinern, die unter allen Deutschen die meiste Aehnlichkeit mit den Parisern haben. — Weiter unten haben nur noch die Böhmen einen so entschiedenen Geschmack für Instrumental-Musik, daß Schubert, in seiner Aesthetik der Tonkunst, ihren Kammerstyl den schönsten in der Welt nennt. Tiefer nach Süden beginnt dann bis zu den Venetianischen Gondelirern das schöne Reich des Lyrischen, des Lieds — das sich in Italien zum ausschließlichen Vorwalten des Dramatischen belebt und steigert, das auch H ä n d e l in seinen Oratorien so hat, nicht das kurze, abgerissene, die Worte zusammendrückende, eine Menge derselben schnell überhüpfende Herausstoßen in den italienischen Recitativen, mit dem immer wiederkehrenden Fallen in die Quinte, wo das vorher pausirende Orchester ruckweise in die Tonica wieder einlenkt; — die vollständig durchgehends begleitende Instrumentirung, mit den charakteristischen, nebenbei von dem Orchester angegebenen Melodieen und Arioso's, die nur bei S a l i e r i, seinem Freunde, außer ihm, sich in diesem Grade finden, vielleicht auch beim genialen C h e r u b i n i in seinen deux journées. Ueberall bewegt sich die ganze Tonfluth immer

in an Masse fast gleichen Strömen vor uns, nur walten nach den jedesmaligen Umständen bald die Stimmen, bald die Instrumente vor; nicht ist der Stimme alles überlassen, nicht übertönen sie die Instrumente und zwingen sie nicht zum Ueberschreien oder zum Verstummen. Wie überdacht ist nicht das Vorwalten der tiefern Bogeninstrumente beim Furchtbaren und Schrecklichen; denn man kann bei der Besetzung derselben sich nach der Stärke der jedesmaligen Singstimme richten; ist die Stimme stark genug, kann sie leicht, zum Vortheil des Ganzen, doppelt besetzt werden, während schon eine sehr starke Stimme durch das Geräusch einer Trompete oder Klarinette, Hoboe oder Pickelflöte übertönt wird. Denn selbst die starke Stimme der Mara, von der es heißt, daß sie in einem von Trompeten und Pauken begleiteten Chore noch zu unterscheiden gewesen sey, hob sich doch nur durch die andern Chorstimmen, die gewissermaßen einen großen Theil der Instrumentalbegleitung wieder absorbirten, über dieselbe hinüber.

Am andern Tage hörte ich Rossini's vielgepriesenen Othello und, hätte ich nicht die Sontag zu hören verlangt, von der ich wußte, daß sie namentlich im Finale des zweiten Aktes die große Pasta in Paris copiren würde — die Ouverture hätte mich schon aus dem Hause getrieben, und schwerlich würde mich diesmal das schöne Quintett im ersten Akte und manches Gute in der allgemeinen Behandlung des dritten Aktes mit diesem Komponisten ausgesöhnt haben.

III.

Ueber die Nationalität in der dramatischen Musik und deren Verwandtschaft mit der der Volkslieder und Volksmährchen*).

Ein Engländer hat vor kurzer Zeit im Berliner Conversationsblatt sein God save the King — nach seinem eignen Ausdruck — angestimmt, hat dasselbe gegen die sonst monotone Englische Weise durch allerlei Modulationen durchgeführt, und hat hauptsächlich sich zum Hauptnebenthema dabei den Gesang und die Musik der Deutschen und Italienischen Oper in Dresden genommen. Wie es den Engländern mit der Musik überhaupt jämmerlich genug ergeht, — so gab auch der in Frage stehende, um in der Metapher zu bleiben, nicht nur ziemlich triviale, sondern auch nebenbei noch ganz falsche Töne von sich; — oder mit einfachen Worten: ein Engländer hat im Berliner Conversationsblatt in dem Streit, der unter uns in Dresden Statt findet, ob wir lieber Deutsche oder Italienische Musik hören und befördern sollen, Partei genommen, seine Meinung dahin abgegeben, daß wir die Italienische behalten sollen, und dabei allerlei Thatsachen erzählt, die nicht wahr sind.

Was nun seine Meinung betrifft, so könnten wir diese in Gottes Namen uns gefallen lassen, stände sie

*) Zuerst in der Flugschrift: „Scherz und Ernst über Dresden wie es ist. Januar 1830.“

etwa in einem Englischen Blatte; dort könnte sie uns nicht auffallen, wiewohl auch in neuester Zeit darin sich geläuterte, alles Nationalpedantismus entkleidete, durch ein Studium der besten Produkte aller Völker gebildete, Urtheile in England sich wahrnehmen lassen. Wir wissen ja, daß im Allgemeinen die meisten Engländer ganz und gar ohne eine Spur musikalischen Talents, ganz ohne musikalische Anlagen, deshalb über Musik ein Wort mitreden, weil sie unsern großen Händel einmal bezahlten und dessen Prachtoratorien ihnen Gelegenheit gaben, 1000 Musikanten in Birmingham zusammen zu treiben, dabei viel Geld aufgehen zu lassen, und nachher Sprechens davon zu machen. Wir wissen ja, daß ihnen, die darum von einer nationellen Musik keine Vorstellung in sich tragen können, es vollkommen gleich seyn kann, ob in London ihnen ein Deutscher, Franzose oder Italiener etwas vorspielt, und ob eine Deutsche oder Italienische Kehle ihnen etwas vorgurgelt, und daß Rossini deshalb nicht seiner Melodien wegen, wie in Frankreich und Italien, sondern um der halsbrechenden Seufzerrouladen willen, das meiste Glück machte; eben so die Sontag. Wir könnten also darüber ruhig die Achsel zucken. Aber das verdient eine ernste Rüge, daß ein Mylord auf halbem Sold hier unter einem Volke selbst, das, durch und durch musikalisch, nicht nur in einem seiner großen Abgeordneten, in Gluck, die Musik sogar in dem damals engherzig patriotischen Lande, in Frankreich, reformirte; unter einem Volke, das einer vernünftigen Theorie der Musik erst die Bahn brach, und in ein dunkles Reich früher unbestimmter Gefühlsanschauungen das helle Licht

in dem innern Wesen derselben tief begründeter Verstandesbegriffe brachte, während es zu gleicher Zeit die glühendsten, Gefühl- und Gedanken-reichsten, in gleichmäßiger harmonischer Abrundung als vollkommne Kunstwerke sich darstellende Meisterwerke lieferte, denen kein Volk gleiche an die Seite zu stellen hat; — das, sage ich, verdient eine ernste Rüge, daß mitten unter einem solchen Volke ein Engländer sich herausnimmt, nicht nur zu sagen, was ihm besser gefällt, sondern uns zu belehren, was man in musikalischer Hinsicht wollen solle! — Wir Deutsche lassen uns in geselliger Hinsicht von Fremden viel gefallen; wir Dresdner, unsrer Höflichkeit halber sogar im geduldigen Deutschland wieder berühmt, noch mehr. Darum wagen die überall anmaßenden Britten bei uns das Meiste. Wir sehen es geduldig mit an, wenn der jüngste Fant aus diesem Volke in unser Lesezimmer tritt, den Hut auf dem Kopf, sich mit ausgestreckten Beinen auf die Bänke wirft, laute Gespräche führt ꝛc. Aber jede Gastlichkeit hat ihre Grenzen!

Der Engländer giebt nun an, die Musik habe durchaus kein Vaterland, und es könne uns darum schon gleich seyn, ob wir eine vollkommne Deutsche oder Italienische Opernbühne hätten; die Italiener hätten immer die meiste Musik gehabt, die besten Stimmen; folglich wäre es engherziger Patriotismus, die Deutschen vorzuziehen.

Zuerst den Satz von der Vaterlandslosigkeit der Musik. Es ist das ein weit verbreiteter Irrthum, weil etwas Halbwahres allerdings in dieser Behauptung liegt; aber selbst halbwahr ist sie auch nur in einem ganz an-

dern Sinne, als der Mylord meint. Die Musik als Sprachorgan, ihre **Mittel** sind nicht verschieden; diese sind Allen gemein; die Töne Allen, und was sie ausdrükken sollen, verständlich. Einem Englischen Ohre klingt derselbe Ton nicht hoch, der den Franzosen tief; Englische Noten liest der Deutsche eben so, wie die seinigen; eine Englische Molltonart klingt in Italien nicht wie Dur; eine Geige in Rom nicht um ein Haar anders als in Berlin; und ein Italienischer Trompeter braucht in Deutschland nicht erst einen übersetzenden Deutschen Trompeter als Dolmetscher, damit die Leute hörten, was er blasen wolle; letzteres wissen wir namentlich zu gut! Mit der Stimme ist's eben so. In diesem Sinne ist allerdings die Musik für das Gefühl die Weltsprache, welche in andrer Art die Philologen sich aufzufinden bemühen, damit die Leute in der ganzen Welt ohne jedes Bindemittel mit einander verkehren.

Aber darinnen bleibt noch der wesentlichste Unterschied, daß jedes Volk in der Sprache wie in den Tonmitteln eben nicht dasselbe ausdrücken will. Es wäre wahrlich lächerlich, wollte man glauben, nach der Entdeckung und Bildung einer Weltsprache gäbe es keine Nationalliteratur und Eigenthümlichkeit mehr. Man gebe Corneille und Shakespeare und Göthe dieselbe Sprache; jeder würde dennoch einen Cid, Hamlet und Götz, die Siriusweiten im Reiche der Geister von einander abliegen, zur Dichtung sich wählen; und selbst nähmen alle drei den Tasso z. B., einen ihren Ländern allen fremd liegenden Gegenstand zum Vorwurf, dennoch würden ihre Werke sich nicht um ein Haar ähnlicher werden! Die Franzosen

z. B. würden vor dem Shakespearschen und Götheschen Tasso dieselbe Scheu haben in dem Augenblick, wo sie dem Corneille für den seinigen ein Denkmal setzten.

Warum vorzüglich? Der Franzose Tasso wäre der unglückliche Liebhaber, der Göthe's das launische gemüthliche Dichterkind, der Shakespeare's stürbe, von der ganzen Welt erdrückt, am Fuß des Kapitols vor der Krönung. Mit jedem fühlte vorzüglich sein Volk. Den Franzosen bemitleideten wir, der Engländer schreckte uns, — nur der Deutsche rührte uns. Und waltet in der Poesie nicht der Allen gemeine Verstand, die Allen gleich zugängliche Idee wenigstens eben so vor, als das Gefühl?

Aber die Musik wurzelt nur in dem letzteren. So lange also, als jedes Volk durch Klima, Boden, aus Gewohnheit, aus Umgebung, aus von Vätern durch Geburt fortgeerbte Charakterverschiedenheit Anderes fühlt, so lange ist schon eo ipso eine Nationalmusik vor allen andern Künsten erwiesen, und eine Deutsche besonders; denn in Sachen des Gefühls bilden wir das nationellste Volk.

Man vergleiche nur deshalb, um auf dem kürzesten Wege zur klaren Anschauung darüber zu gelangen, die Volkslieder; man suche deren Eigenthümlichkeiten, halte sie gegen die ausgebildetste dramatische Musik desselben Volkes: jeder Gang, jeder Ton giebt sie wieder. Sie ist durch alle Instanzen das weiter ausgeführte Volkslied, das keine Anregung fremder Eigenthümlichkeiten verdeckt. Und wie in der Bildung des Volksliedes ein Volk eben am Wenigsten von Andern annehmen kann, weil es durchaus nur im Gefühl und im Gemüth wurzelt, und aus

dem Bedürfniß der Gegenwart plötzlich unvorbedacht hervorspringt — weil ferner nur ein schon ausgebildeter Verstand durch Vergleichen sich zur Nachahmung und Aneignung fremder Individualität anregen, und, gewissermaßen über das eigne Gefühl Herr werdend, dasselbe nach beliebigen Richtungen hinzufühlen zwingen kann, — so geschieht es auch in der Musik. Denn sie hat dieselbe Quelle mit dem Volksliede, und im Musiker wird mehr oder weniger der intellectuelle Verstand eine untergeordnetere Seelenkraft, die ihn mit dem Volke auf ähnliche Stufe stellt, nach jenem mehr oder weniger die Größe seiner Schöpfungen bestimmt. — Er braucht mehr jenen gesunden, durch Uebung gesteigerten, Verstandes s i n n, wie ihn jedes begabtere Volk, wie ihn M o z a r t hatte. Er braucht sich nur klar bewußt zu seyn, was er ausdrücken wolle und solle; den Ausdruck selbst darf er nicht anatomisch zergliedernd überlegen; er darf ihn sich nur abfühlen. — Den besten Beweis dafür gab M a r i a W e b e r. Er suchte die Ausdrücke sehr oft mit dem Verstande außer sich; daher ist in seinen Opern eine zerstückte Mosaik fremdartigster Elemente. Und diese, wo sich dies findet, machten darum das wenigste Glück. Er w o l l t e Provencale seyn in der Euryanthe, Orientale im Oberon; er dachte sich mühsam mit dem Verstande in diese Zustände hinein. Nur der Freischütz, in welchem er nur Deutsch zu fühlen brauchte, bezauberte das Volk; jene Opern ließen dasselbe immer kalt. — Dies weist, bemerken wir gelegentlich, für immer die Hoffnungen derer ab, die den höchsten Grad von Vollendung für die Oper davon erwarten, daß Jemand einmal Text und

Musik zugleich in hoher Vollkommenheit liefern werde. Das Vermögen zu ersterem fordert eine Ausbildung so entgegengesetzter Geisteskräfte, daß diese zu der der musikalischen keine Zeit übrig lassen kann, und letztere von ihrer reinen Urquelle wegrücken muß. Noch nie hatten wir sogenannte Naturdichter, welche etwas anderes als Lieder, die je Dramen geschrieben. Und von der andern Seite wären gewiß im Einzelnen wie im Ganzen Weber's Opern besser, wenn er an Gestaltung des Textes Theil zu nehmen Neigung und Verlangen geäußert; Kind hat oft interessante Mittheilungen darüber zu machen versprochen.

Wozu sich nun aber zweitens das Volk bei vorgeschrittener Bildung erhebt, ist das Mährchen. Höher als das Volkslied stehend, als eine schon vielgliedrige und zusammengesetzte Erscheinung, ist es dem Drama bei weitem näher. Ganz besonders aber ist die Musik, vorzüglich die Oper, ihrer Eigenthümlichkeit nach genommen, in dem Wesen der Mährchen zu erkennen, und die Vergleichung noch leichter. — Wie Volkslied und Mährchen einander bedingen, sieht man daraus sehr deutlich, daß, wo beide erstere nicht heimisch d. h. aus eignem Boden erwachsen sind, keine Musikanlage und Musikerzeugnisse sich vorfinden; daß aber, wo jene blühen, auch diese überreich wuchern. — Altengland, oder das eigentliche England, hat weder Volkslied noch Mährchen in unserm Sinn; denn erzählende Balladen und Romanzen sind davon wesentlich verschieden. Die Mährchen und Sagen sind dort, wie die Sprache, theils erborgt, theils blos geschichtlichen Inhalts, mehr das äußere als das innere Leben in Be-

ziehung zu den Naturkräften u. s. w. schildernd. In Schottland, auf den Inseln, finden sich deren; doch sind sie so monoton und düster, daß sie der Musik stets feindlich waren. Aber man vergleiche damit die Irländer! Es sind die einzigen Musiker Englands; ihre Volkslieder nähern sich den unsrigen; ihre Feen- und Elfenmährchen aber (von denen Grimm einen Band herausgab) gehören zu den schönsten, die es in der Welt giebt. Und wie ist dies Volk gedrückt! Ihren Field kennen aber doch wohl die meisten unserer Leser. Ungern, Polen, Litthauer, Slavonier, Neapolitaner, Esthen, die Volkslied- und Mährchen-reichsten unter den Deutschen, gehören zu den musikbegabtesten Völkern. Man werfe nicht ein, daß Musik überhaupt da sey, wo Poesie, um damit jene Erscheinungen zu erklären. Was sollten wir in Altengland mit Beaumont und Fletcher, Otway, Shakespeare, Milton, Young, Byron und so vielen andern anfangen? — Findet nun, wie Niemand bestreiten wird, eine so große, ja die erkennbarste, Charakterverschiedenheit in Mährchen und Volkslied Statt, so muß auch in der Musik, in allen ihren ausgebildeten Zweigen, der Nationalcharakter sich aus- und sie wiederum denselben ansprechen. — Bei den lyrischen Gattungen der Musik, im Liede und in der Tanzmusik, wird dies auch kaum bestritten; jedoch von der höchsten, der Oper.

Vergleichen wir nun darum z. B. erst bei Deutschen und Franzosen die Unterschiedenheit des Volkslieds und Mährchens und deren Verwandtschaft mit Musik und Oper. — Die Franzosen zerfallen in ihrem Ge-

fühlwesen in zwei sehr bestimmt verschiedene und immer getrennte Theile; auf der einen Seite der lustigste Scherz, auf der andern ein pathetischer, ja hinaufgeschraubter Ernst. Ihre Canzonette ist Produkt des ersteren; ihre Heldensagen, meist ohne Unterschied chevaleresk und rhetorisch, das des letzteren. In den Normannischen Sagen älterer Zeit findet sich indeß, wie im Robert dem Teufel, eine Mittelgattung, ernst nach Tendenz, doch mit natürlicheren, naiven Zügen, die den unsern sich etwas nähern. — Nun zerfällt ihre dramatische Musik auf das Bestimmteste in Vaudeville, Opera seria und in die sogenannte komische Oper, eine Zusammenstellung, nicht eigentliche Mischung beider Gattungen; denn sie hat nur den Ernst mehr zur bürgerlichen Sphäre herabgestimmt, so daß er neben der Canzonette wohnen könne, jedoch vom eigentlich Komischen wenig Züge. Unser Volkslied und Mährchen dagegen hat überall jene sentimentale Gemüthlichkeit, die sich oft auf der einen Seite zum tragischen Schmerz, selten oder nie zum Schrecklichen steigert; stets gemildert durch Scherz und Laune, Ironie, — doch wiederum ohne bittere Satyre, ohne den eigentlichen brittischen Humor. Das Eigenthümliche liegt besonders auch in dieser beständigen Mischung. So durch alle Instrumental- wie Gesangmusik, in Gängen, in Accorden, wie im ganzen Gange der Idee augenblicklich erkennbar. So wird und kann bei uns eine reine ernste Oper im französischen Sinne nun und nimmermehr gedeihen, noch vom Volke mit Liebe empfangen und getragen werden, und das am meisten tragische Opernsujet, der Fidelio, beginnt mit dem Pochduett, und gewinnt

sich nur dadurch die Herzen, daß sie gern mit dem Komponisten nachher auch in die Gruft steigen. Aber Mozart! Sein Papageno, sein Leporello, beide das Komischste, was wir haben, aber mit den zum Herzen sprechenden gemüthlichen Liedern, oder doch, wie beim letztern, mit solchen Tongängen (man sehe das Andante in der lebendigsten Arie: „schöne Donna" u. a. m.), und beide Erscheinungen mitten unter den grauenhaftesten, wie höchsternsten Umgebungen; sie sind so aus dem innersten Leben des Volkes gegriffen, daß ohne sie Niemand für Mozart so schwärmen könnte. Im Don Juan wie in der Zauberflöte kulminirt sich in musikalischer und in jeder Art die Gefühls- und Denkweise des Volks, — kein anderes Volk hat sie je geliebt; sie erweisen die Nationalität des Deutschen auf's Unwidersprechlichste. — Ueber die Zauberflöte, welche, die Thiere des Decorateurs abgerechnet, einen Stoff hat, der einige der erhabensten Gedanken des Menschen symbolisch darstellt, zuckten die Franzosen die Achsel; den Don Juan erklärt neuerdings derselbe Globe, der auf die Deutsche Gedankenwelt die neue Französische aufbauen will, für „inexecutable," die Partitur nur am Pult für den Kenner genießbar; behauptet, Mozart, der gesundeste, lebendigste Dramatiker, habe sie nur dazu bestimmt gehabt. Nach Italien wagte man die erste gar nicht, die zweite ward stets nur angestaunt. Dagegen nehmen wir wiederum von den Franzosen nur ihre Mittelgattung, wie sie Aschenbrödel, weiße Dame repräsentiren, mit Freuden auf, weil sie den unsern sich halb und halb in der Form wenigstens nähert. — Während nun wir wieder freu-

dig die weiße Dame in Deutschland herumtrugen, scheiterte sie schon in Genua vor den Italienern. Und diese nationelle Musikeigenthümlichkeit ist's, warum Gluck dem Volke stets fremd bleiben muß — weil sein Unstern ihn nach Frankreich führte, wo er seine echtdeutschen Töne dem Texte der französischen Opera seria anpassen mußte. Darum war er nicht im Stande, bei seinem Volke die Musik zu reformiren und vermochte nur theilweise vermittelst Mozart's, der sich an ihm bildete, auf die dramatische Musik des dramatisch-musikalischsten Volkes einzuwirken. Aus tausend andern Gründen müssen wir jetzt wieder zu ihm zurück, um von dem Standpunkte, auf den er das musikalische Drama im Allgemeinen gestellt, wieder den rechten Weg zu treffen, von dem wir theilweis schon durch Mozart's Schuld abgekommen, aber sein Mangel an Deutscher Komik wird uns den Rückweg lange erschweren.

Damit kann jedoch nicht gesagt seyn sollen, daß es nicht für den Ausdruck von gewissen Affekten und Situationen, die der ganzen Menschheit der Art nach gemein, und nur dem Grade nach verschieden, bei den verschiedenen Völkern sich vorfinden, eben so gewisse allgemeine Typen gebe, die nothwendig überall gleichartiger vorkommen müssen; gerade wie in der Malerei, in welcher die Mittel ebenfalls überall dieselben sind. Schreck, Furcht, Zorn, Grauen und Verzweiflung z. B. äußern sich im Leben bei allen Menschen, sie mögen wohnen wo sie wollen, auf gleichartige Weise. Wenn nicht in Folge einer momentanen verderbten Richtung bei einem Volke, wie oft in Italien, frivol mit der Kunst gespielt wird,

so muß der Italiener, Franzose und Deutsche im Allgemeinen diese Affekte auf ziemlich ähnliche Weise in der Musik darstellen. Der Unterschied würde nur in der subjektiven Verschiedenheit des Komponisten nicht als Volks-, sondern als Menschheitsindividuum liegen, d. h. in seiner individuellen Auffassungsgabe dieser Momente, der mehr oder weniger größern Kenntniß und richtigen Anwendung allgemeiner Mittel, und mehr oder weniger tiefern Beobachtung der allgemeinen Menschennatur. — Derselbe Fall ist es mit der musikalischen Malerei äußerer Naturerscheinungen, deren Elemente, das Meer ausgenommen, überall den Menschen in gleicher Art, wenn natürlich auch nicht in gleichem Grade, umgeben.

Aber doch wird auch hier schon in diesen, allen Völkern gemeinen, Beziehungen ein großer Unterschied in den musikalischen Schöpfungen zu erkennen seyn, insofern, dem Charakter und den Umgebungen eines Volks gemäß, jene Affekte und diese Naturmalereien nothwendig bald mehr bald weniger, bald öfterer bald seltner vorwalten.

Dazu kommt drittens endlich noch, daß bei den Opern die Individualität des Dichters großen Antheil an der Gestaltung des musikalischen Charakters derselben haben muß. Nun gebe man nur denselben Stoff, der ganz im Reiche des Idealen liegen soll, einem Deutschen und einem Italienischen Dichter zu behandeln, und sehe dann nach, wie verschieden schon die Gerüste zum Bau geworden seyn werden. Es ist darum von Seiten des Dichters ein großer Irrthum, wenn er z. B. einen Stoff, dessen Handlung in die Provence verlegt wird,

in anderer Weise als in Deutscher behandeln und nun den Musiker undeutsch zu werden zwingen wollte. Man könnte hier sagen, Dichter wie Komponist müßten in ihren Behandlungen thun, was der Uebersetzer eines Dichtwerks mit Worten — den Stoff nämlich ins Deutsche übersetzen. Und gilt irgendwo Göthe's schönes Wort: er freue sich, daß Manzoni seinen „Carl den Großen" nicht blos in der Sinn- und Denkweise von dessen, sondern auch in der unserer Zeit darstellen werde, — so gilt dies besonders in Bezug auf die Oper. Wandelte doch Mozart einen Spanischen Stoff mit Italienischem Text zur Deutschesten Oper um, und bewies wahrlich dadurch am meisten die Größe seines Genies. Wie verschieden ist nun wirklich auch die Musik, welche hervorgeht, wenn Komponisten verschiedner Nationen denselben Stoff behandeln! Man vergleiche z. B. Rossini's Cenerentola mit Isouard's Aschenbrödel. Ja Wranitzki's Oberon sprach, trotz dem daß er so viel unter seinem Nachfolger stand, zu seiner Zeit weit mehr an, als neuerdings der von Weber, eben weil Weber seine Deutschheit verläugnen und sie den künstlichen Verstandesgesetzen opfern wollte.

Wenn nun diese Charakterverschiedenheit im Allgemeinen zugegeben werden muß, so ist es die natürlichste Folge, daß dieselbe Verschiedenheit eben so in der Ausdrucksweise jedes Einzelnen, in den Liedern, Arien, Ensemblestücken, in der Instrumentalbegleitung, ja, wenn auch die einzelnen Instrumente natürlich verschiednen Charakter an sich tragen müssen, in der Wahl derselben sich nachweisen lasse. Nur ein Beispiel, das zugleich in

die Augen fallen muß, weil es zwei Musikstücke betrifft, die zwei ganz gleiche Gegenstände behandeln, und in der Form, im Gange so ähnlich sind, als eben ein Italienisches und Deutsches seyn können: das Ständchen im Don Juan: „horch auf den Klang", und am Anfang des Barbier von Sevilla Rossini's, eines seiner besten Stücke: „ecce ridente il cielo", und zwar das letzte entkleidet von den, dem Rossini besonders eigenthümlichen, Schnörkeleien. Beide haben im Gange fast denselben Text; beide weichen auf dieselbe Weise in Tonarten aus, an denselben Stellen; man sollte denken, Rossini habe den Mozart hier gar deutlich im Sinne gehabt. Und doch wie unsäglich verschieden! Man nehme den nackten, ungeschminkten Gedanken des Italieners und den des Deutschen. Wir müssen da bei den Tönen im „auf" und: „Klang der Zitt" — fühlen, daß sie weit mehr Gemüth und Seele aussprechen und zum tiefsten Herzen dringende Einfachheit, nach Art unseres Gefühls bei solchen Gelegenheiten: während der Italiener im ersten Gange schon, wo er noch aus voller Brust anhebt, gleich an's Ohr und den Schönheitssinn hin sich richtet, sein Volk dadurch entzückt, uns erheitert, aber kalt läßt; geschweige denn nachher in der fernern Durchführung. Aber überall am sichtbarsten muß diese volksthümliche Verschiedenheit einwirken, erstens in den Ausdrücken der Liebe, des Schmerzes, der Freude, die tausend Nüancen überall darbieten; — besonders die erste mit ihren unendlichen Unterabtheilungen, für welche alle die Musik verschiednen Ausdruck hat; dann aber eben ganz besonders in dem Scherzhaften, der Laune, mit einem Worte

bei allen den Partieen, die im redenden Schauspiele vorzugsweise Charakterrollen heißen, und die jedes Gemälde aus dem Allgemeinen herausheben, individuelles Leben haben, und in denen sich die Charakterverschiedenheit der Völker am allerdeutlichsten ausspricht. So ist z. B. eben der Papageno nicht nur ein Deutscher, nicht nur ein Oestreicher, sondern geradezu ein Wiener, und trotz dem, daß ihm der Genius eine allgemeine Bedeutung giebt, und eine allgemein menschliche Idee durch ihn darstellt, so genießt und versteht sie nur der Deutsche; alle lieblichen Melodieen sind nur für ihn; und der Kautz hat noch in keinem andern Lande Glück gemacht. Wie wäre das möglich, hätte die Musik kein Vaterland! Aber sie hat es, wenn irgend etwas. Doch wir glauben, es sey für jetzt dies zu unserm Zwecke genug. Jetzt lag nur mir daran, zu zeigen, daß überhaupt eine solche nationelle Verschiedenheit Statt finde, und daß darum der größte Genuß dem Volke nur durch Darstellungen in dieser Art bereitet, so wie in Folge dieses Anklanges derselben in ihm nur durch sie dahin gewirkt werden kann, daß es nach dieser so bedeutenden Richtung hin so viel möglich sich entwickele.

Wie man einen Opernstoff der Nationalität eines Volkes gemäß auswählen und behandeln könne, dies zeigt uns Scribe bei einem seiner Operntexte, der auch bei uns in Deutschland viel Glück machte, dem zur weißen Dame, sehr deutlich, weshalb wir hier denselben noch etwas weiter besprechen.

Die Franzosen, denen Rousseau bekanntlich die Möglichkeit bedeutender musikalischer Schöpfungen ganz

absprach, wird ihre an volltönenden Vocalen so arme Sprache, die Einseitigkeit ihres Rhythmus, das häufige i, namentlich das in ihrer Musik weit mehr noch als in ihrer Poesie betonte stumme e am Enden der Worte, die Armuth an gedrängter Erhabenheit in Worten und Ideen, von der eigentlich erhabenen und pathetischen dramaturgischen Musik immer ausschließen. Dafür bleibt ihnen aber das Fröhliche, Naive, das einfach Herzliche — das Rührende — welche letztere Gefühle aber eben im Contrast und der Umgebung des Frohen um so bedeutender wirken. Diesen nun in ihrem Bereiche liegenden Gefühlen und ihrer Entwickelung ein Feld zu geben — durchaus die erste und hauptsächlichste Aufgabe des Dichters — konnte fast kein besserer Gegenstand gewählt werden, als er in der weißen Dame des Scribe uns vorliegt. Weder die Liebe noch der Haß, diese beide in ihren Wirkungen immer sich streitenden Elemente, sind so leidenschaftlich, daß sie dithyrambisch sich zu äußern hätten. — Dagegen ist die Handlung lebendig, einfach und natürlich, ohne allen Lärm, alle Verwandlungen entwickeln sich leicht, und die nicht große Dissonanz löst sich eben so heiter und ruhig, als sie durch das Ganze von Anfang ruhig durchschritt. — Ferner würde das wirklich vor uns hintretende Geisterhafte nicht nur für sich selbst eine größere Tiefe und Erhabenheit erfordert haben, als die den Franzosen zu Gebote stehende Musik darstellen könnte, sondern sie hätte dasselbe auch nothwendig in die ganze Umgebung gebracht und würde auch in jedem Einzelnen einen höhern Schwung erfordert haben. Nun ist das eigentlich Mährchenhafte

bis jetzt den Franzosen überhaupt fremd; weder Moliere mit Behandlung des Don Juan, noch Rousseau mit der Verwandlung der Pygmalionstatue konnten bei ihnen Glück machen, und der letztere zog sich selbst den Spott des freieren Diderot dadurch zu. Darum ist es denn vom Dichter mit besonnenem Geiste dem nationellen Sinn des Volks, wie seinem Musikbereiche, angepaßt worden, daß das Geisterhafte nur leise von fern droht, und in der Nähe immer sich in ein liebendes sorgendes Mädchen, in eine heitere warme Lebensgestalt verwandelt. Das Romantische zog der Dichter daher herbei, nicht durch den Stoff, sondern durch die Wahl des Ortes, wo die Handlung vorgeht, und des durch Scott so bedeutend gewordenen Schottland. Diese Umgebung giebt der Musik Romantik; die an dieser Umgebung haftende Stimmung veranlaßt sie zum Balladenton, der in alle frohen Gesänge des Volkes hineinklingt. Aber eben dieses Tones halber schon ist der Titel: „komische Oper" ein ganz unpassender, und weder einzelne Naivetäten des kecken Georg, noch die hin und wieder sich kund gebende Furcht des gemüthlichen Dickson — eben deshalb eine ernstere, weil sie Geisterfurcht ist — geben Recht zu jener Benennung. Aschenbrödel oder besonders Johann von Paris von demselben Meister wären mit größerem Rechte komische Opern zu nennen, aber auch sie sind es nicht, sondern die weiße Dame gehört, wie oben erwähnt, zur Mittelgattung der französischen Opernmusik, ernst nach Tendenz, doch mit natürlichen und naiven Zügen, welche unserer Weise sich etwas nähern. Eigentliche komische Opern, wie unsere Wiener Opern, wie Rossini's

Barbier, wie die älteren von Dittersdorf u. s. w. haben die Franzosen nicht; sondern dieser heiter-ernsten Gattung folgen sogleich die Vaudevilles.

IV.

Ueber den Bau und die Zusammensetzung der einzelnen Theile der Oper, und über Opernstoffe in's Besondere.

(Bei Gelegenheit der Beurtheilung von Maria Weber's Oberon *).

Einheit des Planes nicht nur, sondern aller ausgeführten Theile, mithin auch der Wirkung, ist wohl die erste Forderung, die an ein großes Kunstwerk gemacht werden muß. Diese Bedingung ist schon unerläßlich bei solchen Schöpfungen, deren Medium nur ein einfaches ist, wie in der Poesie die Sprache, in der Malerei die Zeichnung und Farbe, in der Bildhauerkunst der Marmor und das Metall, in der Baukunst der Stein; schon hier ist es von der störendsten Wirkung, wenn irgend ein Theil nicht im Verhältniß zu der alles Uebrige unterordnenden Idee des Ganzen steht, und vor dem Uebrigen hervortritt, selbst wenn er ein wesentlicher Haupttheil des Ganzen ist. Wir sagen, die nothwendige Harmonie ist verletzt, wenn in einem Drama eine Person, selbst wenn es der Hauptcharakter wäre, nicht von der Bühne herunter kömmt, wenn er in Declamation, in Monologen, seyen sie auch Meisterwerke der Gedanken und der Dic-

*) Zuerst in der Münchener Musikzeitung v. J. 1828.

tion, sich zum Nachtheil des Ganzen und der übrigen Personen erschöpft. Ist es gar eine, z. B. komische oder humoristische, mit zu großer Vorliebe und zu lang ausgemalte, Nebenperson, so ist von einem eigentlichen Kunstwerk sogar nicht einmal die Rede. — Wir sagen ferner, die Harmonie ist verletzt, wenn auf einem Gemälde der Madonna etwa eine Gardine oder ein Stuhl mit solchem auffälligen Farbenglanz und solcher Ausführlichkeit behandelt ist, daß sie jeden Vorübergehenden fast allein aus dem Rahmen heraustretend zu sich hin zwingen und von der Madonna gewaltsam ablenken. In diesem Falle wird der Maler sich um die ganze Wirkung seines Gemäldes bringen, wenn er anders nicht aus Charlatanerie diese Dinge benutzte, um dadurch, wie durch einen an einem Hause angebrachten Weinkranz, die Leute zu sich hin zu laden.

Aber vor Allem ist diese Harmonie da von Nöthen, wo mehrere Medien vereint zum Aussprechen einer Idee angewandt werden, wie Musik, Poesie und Malerei in der Oper. Diese Kunstgattung hat durch diese vereinte Mittelanwendung eben die größte Wirkung unter allen Künsten; sie hat sie von Nöthen, weil dramatische Musik eine Sprache ist, die zwar unsäglich wirkt, die aber den Meisten ewig unverständlich bleibt, wenn nicht Malerei und Poesie zugleich die Schwingen sind, die sie vernehmlich in unsere Seele hineintragen. Da aber Musikwirkung ihr oberster Zweck ist, sind ihr Poesie und Malerei nur Dienerinnen; erscheint nun in der Oper Poesie und Malerei so, daß nur auf einen Augenblick man die Musik vergessen kann, so, daß man nicht durch sie im

Gegentheil die Macht und Wirkung derselben nur lebhafter empfindet, nicht sich sogar ihrer bescheidenen Mitwirkung im Augenblick der höchsten Erregung unbewußt ist; — dann ist ein solches Mißverhältniß vorhanden, das in dem wahren, für Schönheit und ihre Wirkung empfindlichen und durch die Natur zu diesen herangebildeten Menschen nothwendig jedesmal ein Mißbehagen erzeugen muß.

Wir haben in dem Muster aller Opern für alle Völker und Zeiten auch dafür das schlagendste Beispiel. Nehmen wir in der Kirchhofsscene des Don Juan nur die Maschinerie, die Statue des Comthur. Sie ist Anfangs, so lange sie schweigt, uns ein fast gleichgültiger Gegenstand; sie muß es seyn als bloßes plastisches Opernbild; der Dichter mit seinem Plan tritt hinzu, sie nickt — hier ist schon Steigerung; wir fangen an uns zu entsetzen; — sie singt — und nun erfaßt uns das allerhöchste Grauen; wir sind uns der einzelnen Mittel der Wirkung nicht mehr bewußt; die grausen Töne durchdringen unser Ohr und unsere Seele; es ist uns nur klar, daß uns ein Geist erschienen ist, der mit dem in die Seele am meisten eingreifenden Mittel, mit Tönen, in unser Leben hineinschreitet. Daß wir dieses Geisterwehen tiefer, ja körperlicher, empfinden, das ist die Wirkung der Plastik; hätte ohne körperliche Erscheinung hinter der Bühne irgend Jemand dieselben Töne gesungen, sie wären ohne Schrecken an uns vorübergegangen. Wir fühlen dies aber erst lange hinterher; in dem Augenblicke erliegen wir der durch die Musik ausgedrückten Geisterwelt; — und das ist der Zweck des Kunstwerkes,

den es in diesem Grade nur mit Hülfe jener Nebenmittel erreichte.

Wir müssen aus diesen Gründen dem Oberon das erste Erforderniß eines musikalischen Kunstwerkes absprechen, weil aus den Erfolgen zu deutlich sich ergeben hat, daß die Pracht der Scenerie zu überwiegend in ihm ist, um nicht abgesondert von den übrigen Theilen zu wirken, um nicht für sich allein eine ganze besondere Klasse von Menschen in Entzücken zu versetzen, die nothwendig der Musik in diesem Werke eine genügende Aufmerksamkeit weder schenken können noch mögen. Wir hören den Einwurf, den man gegen die Schlüsse, welche aus dem Entzücken der Menge an der Scenerie hier gezogen werden, machen könnte. Je größer und glänzender in seinem Werthe ein musikalisches Kunstwerk dasteht, könnte man sagen, desto hervorstechender werden auch seine einzelnen Theile an sich seyn müssen; jeder Theil wirkt entschieden mehr oder weniger vorzugsweise auf eine Klasse von Menschen, und es ist daher nothwendig, daß die Scenerie des Oberon dem großen übrigen Ganzen des Werkes gemäß von eben so vorzüglicher Wirkung seyn, und daher unbeschadet des Gesammteindrucks einen Theil des Publikums in besonderes Entzücken versetzen müsse. Diese Ansicht ist überhaupt jetzt allgemein verbreitet.

Allerdings wird ein Kunstwerk desto größer seyn, je mehr eine Darstellung desselben die verschiedensten Menschen, von den Höchstgebildetsten bis zu den Niedrigsten hinunter, beschäftigt und ergreift; denn es ist ja eben so größer, je mehr es die ganze Welt in sich repräsentirt. Ja es wird sogar dieses Ergreifen aller Klassen von

Menschen das Kriterium eines Werks vom höchsten Range seyn müssen. In ihm wird der Geringste Anklänge für sich finden, und das Erhabene ihn neben denselben um so mehr ehrwürdig erscheinen, je weniger er es begreift, indem er auch hier sieht, wie über seine kleinen Freuden sich eben so, wie in der wirklichen Welt, der Sternenhimmel wölbt, indem er auch hier findet, wie das Große sich stets mit dem Kleinen paare, und wie eben das Geringe und Gewöhnliche durch diese Verbrüderung das Erhabene zu ihm hinziehe, und dieses sich durch jenes ihm vertrauter und heimischer mache. Aus diesen Gründen scheint uns die von Vielen angegriffene Vermischung verschiedener Arten einer und derselben Kunst sogar nothwendige Bedingung eines zur höchstmöglichen und weithin wirkenden Versinnlichung einer Idee bestimmten Kunstwerkes. Wir verlangen darum in der Poesie Vermischung des Komischen und Kleinen mit dem Ernsten und Erhabenen; in der Musik das Leichte, Heitere und Komische mit dem Tiefen und Tragischen, in den möglichst mannigfaltigen, von diesen verschiedenen Gattungen bestimmten, Stylen, Rhythmen und Tonarten. Darum sind ja die Shakespearschen Dramen und der Don Juan von so ewiger und unendlich ergreifender allgemeiner Wirkung. Und nur in der Theorie der Malerei war bis jetzt noch jener Unterschied auf das strengste festgehalten worden, nur dort bildet ein Tenier und eine ausgeführte Schüssel mit Blumen den grellsten Widerspruch mit einer Madonna. Aber würde selbst da nicht eben jene Madonna uns noch rührender, heimischer und ergreifender erscheinen müssen, fänden sich

neben den Insignien der göttlichen Verherrlichung noch die kleinen mit emsiger Liebe ausgeführten Zeichen der menschlichen Häuslichkeit? Drückte sich uns nicht ein mit den kleinen Spielen der Kinder beschäftigtes Jesuskind näher an's Herz?

Aber wir müssen wohl unterscheiden, daß diese Vermischung und Zusammenstellung verschiedener und entgegengesetzter Theile der Kunst doch stets nur Theile einer und derselben Kunstgattung sind. Es wird in der Oper und in jedem größern Musikstück, das eine ganze Handlung oder ein ganzes Leben darstellt, fast nothwendig seyn, daß z. B. neben tiefen fugenartigen Chören leichte Liedchen und selbst frivolere Melodieen sich einmischen, die einem Theile des Publikums ganz besonders gefallen, ja die Menge ganz allein darnach hinziehen können, wie es dem Don Juan in Italien erging. Da die Oper ein musikalisches Kunstwerk ist, so gehört jede Gattung der Musik zu ihr, und verletzt keine die Einheit und Harmonie des Ganzen, sobald Situationen und Charaktere es motiviren. In der Oper ist ferner Musik nie Hülfsmittel, immer Hauptzweck; hier kann und muß es sich sogar ereignen, daß einzelne Theile erst vorzugsweise hervortreten, dann immer mehr, und endlich das Ganze. Ein neues, großes, originelles Werk wird immer erst nach und nach verständlich werden, und wird auf die Menge seine Wirkung erst später erstrecken. — Plastik ist in der Oper aber nur Verzierung an dem Gebäude, während die Poesie das Sparrwerk bildet. Wo jene Verzierungen so angebracht sind, daß die große Form des Ganzen und die Ausführung ganz aus den Augen

sich verliert, oder wo das Sparrwerk überall hervorsieht, — da wird von einem großartigen, harmonischen Eindruck, von einem erhebenden und behaglichen Gefühle nicht die Rede seyn können. Es wird die Oper darum der Plastik und Scenerieen nur in so weit sich bedienen dürfen, als es unumgänglich nothwendig ist, um der geringeren und weniger geübten Auffassungsgabe, die, selbst in Verbindung mit der Poesie oft noch sehr unklar wirkende, Musik zu veranschaulichen, und zwar dadurch, daß die Töne sich gewissermaßen an die äußeren Darstellungen der Wirklichkeit anlehnen.

Was das Buch oder den Text der Opern anlangt, so können wir die Erfordernisse eines solchen nicht kürzer und besser bezeichnen, als daß es eine durch die Handlung und durch Charaktere herbeigeführte stufenweise Entwickelung mannigfacher Leidenschaften darbieten müsse, jedoch dabei die leidenschaftlichen Momente in dem motivirten Stillstande der Handlung von Zeit zu Zeit fest zu halten wisse, damit die Musik dieser Momente zu lyrischen Ausführungen sich bemächtigen könne, so daß das Aufhören im Fortschreiten der Handlung in uns statt eines Mißbehagens einen neuen Genuß erzeuge, den das redende Drama gar nicht kennt, da dort die Charaktere vorzüglich in Handlungen sich zu entwickeln haben. Was der Oper aber besonders eigenthümliches Leben giebt, ist, daß sie allein nicht blos mehrere contrastirende Personen zu gleicher Zeit in verständlicher und harmonischer Weise, sondern ganze Massen, und zwar verschiedene, sich feindlich gegenüberstehende, zugleich auf der Bühne handeln lassen kann, in den Ensemblestücken und in den Chören. Bei dem Entwurf eines Opernbuches daher wird man

deshalb vorzüglich eine solche Handlung auswählen, welche so viel wie möglich mehrere Personen und Massen neben einander bringt, um zu jenen Ensembles Stoff und Gelegenheit zu geben; ferner so viel verschiedene in die Handlung verflochtene Charaktere, um, was der größte und eigenthümlichste Genuß der dramatischen Musik ist, in jenen Ensembles das gleichzeitige Lautwerden harmonisch verbundener Contraste vorzuführen. Wir können am leichtesten jene Anforderungen an der kritischen Untersuchung eines der vorhandenen Operntexte zur Anschauung bringen.

Das Sujet zu der Oper, welche uns bei diesem Aufsatz beschäftigt, das zu Maria Weber's Oberon, ist unbedingt der Musik vortheilhaft. Schon im Allgemeinen giebt den schönsten Gegensatz eine liebliche Geisterwelt, deren klangreiches Wesen von dem größten dramatischen Dichter, von Shakespeare, unübertrefflich in seinem „Sommernachtstraum" benutzt und angedeutet wurde, gegenüber einer, von mannigfacher edler Leidenschaft bewegten, menschlichen, in der Zorn und Stolz, Liebe und Haß, Muth und Furcht, Ehrgeiz und Demuth, Heiterkeit und Sehnsucht ihr Spiel treiben, und alles dies in abermaligem Contrast des morgenländischen und abendländischen Natur- und Menschen-Lebens. Wir finden eine von der Tradition geheiligte, sehr natürlich erscheinende, Verknüpfung des Schicksals einer Geisterwelt; drei, von einem unserer lebendigsten Dichter, von Wieland, höchst charakteristisch gezeichnete, fast allgemein bekannte und ein stereotypes Gepräge tragende Personen, in der Rezia, dem Hüon und dem Scherasmin, und diese bald in dem

höchsten äußern und innern Glück, in prunkenden Umgebungen, bald in der tiefsten Verzweiflung, in einer das Nothwendigste des Lebens entbehrenden Einöde. Was die Musik Sinniges, Tiefes, Gemüthliches, was sie Erhabenes und Gewaltiges, was sie Furchtbares und Drohendes, was sie Religiöses, was sie Sinnliches und Lokkendes, und was sie Scherzendes und Humoristisches nur zu leisten im Stande ist, alles das müßte sich in diesem Stoff im schönsten Einklange und in mannigfaltigster Abwechselung entwickeln lassen. Heben wir nur drei Hauptmomente heraus von den vielen, die uns besonders musikalisch-reich erscheinen, und vergleichen wir damit die armselige und ungeschickte Behandlung in dem vorhandenen Text.

Vorzüglich wichtig erscheint erstens die große Entscheidungsscene, wenn Hüon in den Saal dringt, den Kaiser zu höhnen und die Rezia zu entführen. Welcher Stoff für eine kräftige Handlung in einem reichen Finale voll Wechselhandlung zwischen Chören und den einzelnen Personen! Zuerst würde der Dichter die Anstalten zur bevorstehenden Vermählung vorführen in Tänzen und Chören, deren Freudigkeit bereits contrastiren würde mit Rezia's dazwischendringender Verzweiflung, dem gebietenden Worte des Sultans und dem Trotze des eiteln Babekan. Wenn dann Hüon eindränge, während des lautlosen Erstaunens der Sarazenen, Hüon und Rezia den Jubel ihres Findens kund gäben, dann der Sturm leise mit den vielleicht abgebrochenen Lauten des zu sich selbst kommenden Chors begänne, sich immer mehr steigerte, gegenüber dem trotzigen Hüon, und in tobende Wuth

ausbräche, wenn dieser die That vollbracht, und dann mit den furchtbarsten Tönen und lebendigsten Geberden auf ihn eindränge; — wenn dann, wo der Tumult am höchsten, Hûon das Horn erhöbe und nach den Tönen der Wuth, des Trotzes, der Drohung, der Angst, Verzweiflung, Liebe und des Muthes sogleich die feierlichste Todtenstille einträte, die Töne verstummten, die Geberden versteinerten, und Hûon mit der Rezia langsam und schweigend durch die erstarrte Menge durchschritt — hätte dieser Stoff der dramatischen Musik nicht einen unendlichen Triumph über das redende Drama bereiten müssen, in welchem dergleichen Fülle und Leben eine Unmöglichkeit ist?

Was haben wir dagegen in der Oper? Ein Paar Worte des Sultans mit Babekan — ein Ballet — etwas Schwertgeklirre; kaum einen kleinen Männerchor zum Preise des Sultans; auf das Zeichen des Sultans ein Eindringen seiner Leute ohne Wort und Ton — ein Paar Witze Scherasmin's, — und Alles geht in ein Paar Minuten matt, klang- und sanglos in einem Theatercoup an uns vorüber. — Die Verblendung des Dichters, und nach ihm des Komponisten, wenn das alles nicht absichtlich so matt gelassen wäre, müßte an dieser Stelle fast unbegreiflich seyn. Wollte vielleicht der Komponist, der den Dichter doch in manchen andern Stellen ergänzte und verbesserte, absichtlich diese Gelegenheit vorüber gehen lassen, um nicht an Mozart zu erinnern und nicht mit ihm in die Schranken zu treten? Er mußte ja aber doch erkennen, wie trotz aller scheinbaren Aehnlichkeit sein Stoff auch in dieser Scene von dem

Mozart'schen verschieden war. Mozart hatte einem trotzenden Manne und dessen furchtsamem Diener lauter erzürnte Leute gegenüber zu stellen, und die Musik nur furchtbar erscheinen zu lassen, deren Schrecknis jedoch durch die schöne Ironie des Muth aussprechenden und doch hinter den Rücken seines Herrn sich verkriechenden Leporello zu mildern. Aber Weber hatte ja die liebende Rezia, die Fatime, den Scherasmin, alle im freundlichen Wechselverhältniß mit Hüon, jener andern Masse gegenüber, wodurch das an sich schon verschiedene Ganze noch mehr eine andere Farbe hätte bekommen müssen. Da nicht anzunehmen ist, daß Weber's durchdringendem Verstandesblicke alles dies entgangen seyn sollte, so ist durchaus nur zu vermuthen, daß er es absichtlich vorübergehen ließ, entweder aus eigensinnigem Künstlerstolz, oder aus einem Gefühl von Schwäche. Daß aber in beiden Fällen sein Werk unendlich verlieren mußte, das hätte ihm wohl nicht entgehen sollen. Seine Aufgabe war übrigens um so leichter ästhetisch zu lösen, da eine mit der Elfenruhe und Sanftheit des Ganzen nicht verträgliche Spectakelmusik gar nicht von Nöthen war. Denn theils hatte er zur Milderung die schon oben angegebenen sanften Elemente, in der Rezia u. s. w., theils brauchte er das Drohende und Ernste nur bis zu einem gewissen Puncte zu steigern, da ihm ja ein sogar gebotener Deus ex machina, das Horn, zu Gebote stand, um demselben augenblicklich Einhalt zu thun. Ja im Nothfall wäre an dieser entscheidenden Stelle, wo der mit dem Stoff vertraute Zuschauer, auf's Aeußerste gespannt, durchaus Leben und Leidenschaft er-

wartet, ein Spontini'scher, ja fast Rossini'scher Notensturm, der wenigstens angedeutet hätte, was hierher gehört, wenn auch nicht schön und untadelhaft, doch erträglicher und befriedigender gewesen, als jener matte Theatergeberdencoup. Das größte Mißbehagen erfaßt uns, wenn wir fühlen, daß der dramatischen Musik, und nur ihr allein, nicht aber dem redenden Drama, hier das Höchste möglich gewesen wäre, und wenn wir nun sehen, daß sie gar nichts gethan.

Die zweite von dem Stoffe augenscheinlich dargebotene hochdramatische Scene ist die zwischen Almansor und Rezia. Diese mußte besonders benutzt werden, um die reine und edle, jede Prüfung bestehende, Liebe der Rezia anschaulich zu machen. Um diese dreht sich ja die moralische Entscheidung des Ganzen, und sie bildet nebst der Prüfungsscene Hüons den höhern erotischen Theil der Oper. Denn die andern Prüfungsscenen auf der wüsten Insel eignen sich blos für die beschreibende Darstellung des Epos; denn dort steht alle Handlung still, die Verhältnisse sind monoton und ohne alles contrastirende Leben. Bei Wieland selbst erscheinen sie als eine idyllische Episode im Epos. Die Prüfung durch Handeln geschieht an der eben von uns besprochenen Stelle, die allein eine dramatisch-musikalische seyn kann, während auf der Insel die Prüfung durch Leiden und Ausdauern Statt findet: Umstände, die jeder dramatischen Behandlung widerstreben. Der leidenschaftliche Kampf, der sich zwischen dem drängenden, drohenden, versprechenden Almansor mit der zurückstoßenden, ihn verabscheuenden, standhaft und treu an ihrer Liebe hängenden Rezia entspinnen muß, gäbe zu

einem außerordentlich lebendigen, mannigfaltigen Duett unter Baß oder Bariton und Sopran Gelegenheit, das wiederum einen Glanzpunct einer Oper bilden müßte. Aber unserm Dichter und unserm Komponisten hat es gefallen, den Almansor gar nicht singen zu lassen; so geht nothwendig alles Dramatisch-musikalische verloren, Rezia singt allein eine Arie, und Beide besprechen sich dann mit einander.

In der dritten Scene, die wir herausheben wollen, wäre der Musik nun auch eine, selten durch die Umstände so schön herbeigeführte, Gelegenheit geworden, auch ihren höchsten sinnlichen Reiz, das Lockende, Verführerische, Bezaubernde, Schmeichelnde, mit einem Worte das Zerline'sche in ihr zu entwickeln. Es ist die Gegenscene zu der vorigen, wo Roschana wiederum den Hüon verführen will. In Wieland's Oberon ist diese Stelle die meisterhafteste von allen; wer sie je gelesen, ist gewiß auf's heftigste von ihr ergriffen worden. Bilder, Sprache, Rhythmus, Alles ist ein süßes Einlullen, es ist so natürlich und menschlich, daß Hüon dort einen heftigen Kampf besteht. Aber wir müssen bei dieser Gelegenheit auf einen neuen merkwürdigen Unterschied zwischen dem redenden und dem musikalischen Drama aufmerksam machen. In der Poesie sind Stellen angegebener Art nur für die erzählenden und beschreibenden Gattungen, den Roman (Philine), das Epos, wie bei Wieland u. s. w. Auf die Bühne gebracht, von wo aus die Phantasie nicht, wie beim Lesen, nur durch geistiges Vorstellen, sondern durch ausgesprochene Worte, durch Gemälde und Geberden zu sehr sinnlich aufgeregt würde,

wäre eine solche Scene nicht nur blos verdammenswerth, sondern auch im höchsten Grade unschön, weil sie nur die niedrige Sinnlichkeit in Anspruch nähme, nicht die höhere blos, wie es die Kunst doch nur soll. Die Musik aber umkleidet Alles mit ihrem ätherischen Gewande, deutet nur an, läßt nur ahnen, nimmt daher das Körperliche mit sich fort und versetzt die niedere Sphäre aus dem Bereiche des Gesehenen nach der höheren, in den des Gehörten. Giebt der Dichter und Komponist hier nicht Alles in und durch Musik, so wird die Scene entweder durch das Wort, das Gemälde oder die Geberde jene frivole, oder, bleibt er in Wort und Geberde innerhalb der sittlichsten Grenzen, eine unendlich todte und matte werden, die, wenn man die Dichtung kennt, unerträglich wird. Den letzten Weg haben Beide gewählt; beinahe alles Musikalische haben sie verbannt, Roschana spricht nur, ebenso wie Almansor, statt, wie beim Dichter, durch ihre Persönlichkeit zu locken, redet sie ihm von Rache vor, und sucht mit eben so viel Kurzsichtigkeit in die Natur der Leidenschaft, als Ehrgeiz kalt im Vergleich zur Liebe ist, den Ehrgeiz des liebenden Hüon zu erregen, und will ihn dann erst durch andere in einen liebenden Taumel bringen. Dem Gemälde fehlt daher nicht nur alle Wärme, sondern auch Wahrheit. Wenn jemand in dieser Oper singen mußte, so war sie es, welche, ohne zu verletzen, in Tönen allen Zauber lockender und sinnlicher Leidenschaft aussprechen und in dem Zuschauer eine Wirkung auf Hüon vermuthen lassen konnte. Hier spricht sie aber so kalt, daß der Zuschauer, in welchem zwei Akte die größte Meinung von Hüons Edel-

muthe beizubringen strebten, diesen für wahnsinnig halten müßte, wenn er ihr folgte. Wird nun obendrein diese Partie der Roschana einer nicht koketten Schauspielerin übertragen, welche die Scene, so wie sie da ist, für ihre Weiblichkeit verletzend hält, daher, statt den Dichter im Spiel zu ergänzen, nur Hoheit und Stolz blicken läßt: so friert uns alle dabei. Fast lächerlich ist es, wenn Roschana, nachdem sie mit großem Pathos jetzt das Aeußerste versuchen zu wollen erklärt hat, klingelt, worauf Tänzerinnen den Hüon nicht in lockenden Stellungen von fern zu sich hinwinken, sondern ihn so umtanzen, daß er sich nicht einmal bewegen kann, um seinen Kampf auszudrücken, sondern still stehen muß, um nicht etwa einer tanzenden Dame auf den Fuß zu treten. Wie ein Tropf steht er der Roschana gegenüber, die auch nicht weiß, was sie thun soll, und stillschweigend dem Tanze zusieht. Man wende nicht ein, daß die Aehnlichkeit dieser Scene mit der vorigen so groß sey; die nothwendige Theilnahme eines glänzenden Frauenchors hätte der Handlung ein ganz anderes Gepräge aufdrücken und besonders der Musik zu einem ganz andern Ensemble Gelegenheit geben müssen. Der Unmuth, der uns bei dieser Scene überfällt, ist so groß, daß ihn der von nun an immer matter werdende Schluß der Oper, in welchem einer nach dem andern verschwindet, die Feuerscene in einem lächerlichen Possenspiel Faxen machender Mohren sich endet, und zuletzt nach einem ungeheuer langen Parademarsch ein stummer Kaiser hereintritt und dem Hüon aus der Ferne sechs Zeilen zusingt, denselben nicht zu steigern vermag.

Wir hoben diese drei Momente, wie schon erwähnt, nur darum heraus, nicht weil im Sujet mehrere dramatische nicht lägen, welche bei einer gehörigen Bearbeitung des Stoffes hätten herbeigezogen werden können, sondern weil es in der vor uns liegenden Bearbeitung die einzigen sind, welche aufgenommen und doch auf so verfehlte Weise bearbeitet wurden. Wie ungeschickt aber man mit dem ganzen Stoff verfuhr, müssen wir noch an der Scene zeigen, die wirklich hat ausführlich dramatisch behandelt werden sollen; denn alles Uebrige ist, auch die schönen Elfenchöre, unter die Rubrik des Liedes zu bringen. Und gerade diese Scene ist die oben angeführte undramatische. Rezia ist mit dem Hüon durch einen Sturm auf eine Insel verschlagen, und wird nachher von Seeräubern entführt. Im Wieland dauert dieser Aufenthalt längere Zeit, und wir haben schon oben ausgeführt, wie dieses Stillleben gar keinen Stoff zu einer dramatischen Scene giebt. Handlung wird erst dann wieder, wenn die Seeräuber Rezia überfallen, Hüon fesseln und jene fortführen. Daher hätte auf jeden Fall die Zeit des Ankommens auf der Insel bis zu jener wiederum entscheidenden Scene weggelassen, nur später durch das Rauben aus jenem Zustande selbst erst angedeutet werden müssen. Allerdings durfte der Meersturm, die Verfolgung der Liebenden auf diese Weise, schon des Ausfüllens der Oper wegen, nicht übergangen werden, um so weniger, als in ihm selbst unendlich verschiedene und originelle dramatische Effekte liegen. Warum ist die bei Wieland so entscheidende Schiffsscene weggelassen? Die für die Bühne obscöne Handlung im Epos war

nicht nothwendig eben so wiederzugeben. Ein willkürlich kleineres Verbot des Oberon hätte dasselbe für die Musik thun müssen, einen Kampf zwischen beiden Liebenden herbeizuführen. Auch war ein anderer Ort zu wählen, da eine Handlung auf einem Schiff nicht gut darzustellen wäre; und doch: warum das Innere einer Schiffskajüte nicht? Der das Opfer fordernde Chor konnte ja hinter den Coulissen singen, und die in der Kajüte befindlichen Personen das Schwanken des Schiffes im Sturme durch ihre Bewegungen andeuten. Welcher dramatische Wechsel dann! Der darüber munter scherzende Scherasmin, die warnende Fatime, die, ganz hemmend für die dramatische Wirksamkeit, aus der Amme in ein Kammermädchen umgewandelt ist; dann der Sturm mit der Katastrophe; sogleich darauf die Seeräuber. Hinter solchem immer fortdrängenden Leben wäre dann der schöne, rein lyrische, doch ruhige, heitre, gemüthliche Schluß des zweiten Akts mit den Meermädchen von unbeschreiblicher Wirkung gewesen. — So ist davon nichts in der Oper vorhanden. Statt daß der erste Akt mit der Katastrophe bei dem Sultan schlösse, beginnt sie den zweiten; die Zwischenzeit bis zur Schifffahrt und dem Sturm füllt ein Lied der Fatime, das, so hübsch es ist, doch eben so gut, ohne das Ganze zu stören, wegbleiben kann, und offenbar nur zur Ausfüllung der Zeit da ist; endlich ein an sich nicht sehr bedeutendes Quartett, obendrein das einzige in der Oper; und nun singt Rezia eine lange Arie, wo sie zuerst, so schön die Musik ist, doch mit ihrer verzweifelten, leidenschaftlichen Lage nicht in Uebereinstimmung, ruhig den Ocean und

den Sturm, den wir gehört, und meisterhaft musikalisch durchgeführt gehört, im ruhigen Recitativ beschreibt, dann eine Arie singt, die vollkommen der der Agathe im Freischütz nachgebildet, im Schluß des Winkens und Rufens nach Hüon mit dieser fast identisch ist. Statt daß dort das Mondaufgehen beschrieben ist, wird hier das Wiedererscheinen der Sonne dargestellt. Jeder muß fühlen, daß hier ein mit Gewalt herbeigezogener Stillstand sey, um dieser Arie Platz zu machen, zu der sich ohnehin Hüon ohne allen Grund hat entfernen müssen. Statt nun den hierauf eintretenden lebendigen Moment des Erscheinens der Seeräuber zu benutzen, singen auch diese nicht; auch Rezia und Hüon müssen zu ihnen sprechen, und jetzt sieht die Musik der Handlung zu, während sie vorher zu Betrachtungen sich hat hergeben müssen.

Man werfe ja nicht ein, daß bei unserer Anordnung der erste Akt zu lang geworden wäre. Der zweite würde es schon darum nicht, weil jene Schiffsscene blos an die Stelle der langen Arie der Rezia und jener Ausfüllungsstücke der Fatime u. s. w. zu kommen brauchte. Aber auch der erste Akt konnte abgekürzt werden. So schön der zweite Theil der langen Arie des Hüon durchgeführt ist, bildet sie doch einen eben solchen, durch das lange Geschwätz der alten Mutter der Fatime nicht erfreulich eingeführten und motivirten Stillstand, ist fast eben so herbeigezogen dramatisch hemmend, und bliebe vielleicht in dieser Gestalt auch besser weg.

Um ein Beispiel noch anzuführen, wie wenig bei uns im Allgemeinen bis jetzt musikalisch-dramatische Stoffe erkannt und beurtheilt werden, erwähnen wir,

daß der allezeit fertige Operndichter, Herr Gehe in Dresden, dem ganzen Sujet des Oberon die musikalische Brauchbarkeit abgesprochen und eben jene Arie auf der Insel als Beleg dazu angeführt habe. Die Wahrheit ist, daß, was im Weber'schen Oberon für die Musik benutzt ist, zum eigentlichen Sujet nicht gehört, wie jene Arie des Hüon, die der Rezia, die ganze Erscheinung der Fatime; und daß dagegen, was so sehr in ihm dramatisch ist, theils ausgelassen, theils blos der Rede übergeben, theils auf das dürftigste behandelt wurde.

Es mag bei dieser Gelegenheit noch erlaubt seyn, auch dasjenige hier zu wiederholen, was, als unsere Beurtheilung des Oberon erschien, über den Komponisten im Besondern und im Allgemeinen gesagt wurde. Nachdem aus andern Beispielen weitläuftig belegt worden war, daß Weber an der Auswahl der Behandlung und der Ausarbeitung seiner Operntexte stets den allergrößten Antheil gehabt, der sich bis auf die einzelnen Worte und Silben erstreckte, und daß ihm sonach hauptsächlich alle Fehler des Textes zur Last fielen; nachdem ferner der unangemessene Bau der Lieder in Rhythmus, Zeilenwechsel und der holprichten Sprache an dem Oberon-Texte nachgewiesen war, fuhr der Aufsatz also fort:

Diese Meinung von dem Antheile Weber's an dem Texte der Oper und sein tyrannisches Vorschreiben des ihm für seine Komposition zu liefernden, wird auch durch innere Gründe auf's augenscheinlichste bewiesen. Wir dürfen nur das in's Auge fassen, was theils mit Liebe und Ausführlichkeit von dem gegebenen Stoffe be-

nutzt, theils was Fremdes zu demselben hinzugefügt worden ist, wir dürfen dies nur mit Weber's eigenthümlicher Behandlungsweise anderer Stoffe vergleichen, um uns der Gründe klar zu werden, warum das so zu tadelnde Ganze absichtlich in dieser Gestalt erschien. In ersterer Beziehung kommen wir noch einmal auf jene schon zweimal besprochene Scene, in welcher Rezia ihre große Arie singt, zurück. Sie ist anerkannt undramatisch, und dennoch mit der größten Ausführlichkeit behandelt; aber sie erinnert zugleich auf das auffallendste an die Scene und Arie der Agathe im Freischütz. Es finden sich nun durch alle Weber'sche Opern (von dem beständig gleichen Zuschnitt seiner Ouverturen ein andermal zu sprechen) gewisse immer wiederkehrende Scenen und Tongänge, die, wenn auch nicht Tonreminiscenzen im Sinne, wie wir es von Spontini und Rossini sagen, doch dramatische Reminiscenzen sind. So die Echochöre in der Preziosa und der Euryanthe; die abgebrochene Begleitung des Chores zu einem Liede der Heldin, wie in der Euryanthe und im Oberon u. s. w. Es ist dies jener Einwurf, gegen den Herr von Miltitz den Komponisten in der Abendzeitung entschuldigen zu müssen glaubte; doch er entschuldigte nur mit dem Beispiel Cherubini's, gab aber zugleich selbst zu, daß bei dem wahrhaft großen Komponisten, bei Mozart z. B., dergleichen nicht vorkäme. Denn bei der geringen Anzahl von Musikstücken in dieser Oper sind zwei so bedeutende Reminiscenzen in den wichtigsten Scenen so auffallend, daß wir dies nichts anderes, als eine große dramatische Gedankenarmuth nennen können.

Betrachten wir nun aber das, was in der Oper zu dem bereits vorhanden gewesenen Stoff durch den Komponisten hinzugefügt ist, das heißt, den Charakter der Fatime, so sieht man auf den ersten Blick, daß dieser einzig nur der einzulegenden Lieder halber da ist. Diese, doch eine untergeordnete Person, singt am meisten, wenigstens eben so viel als die beiden Hauptpersonen, und fast immer in Situationen, die mit dem Verlauf der Handlung nicht zusammenhängen. Gehen wir alle Schöpfungen Weber's durch, so finden wir überall das Liederartige vorwaltend. Seine originellste Schöpfung, die Preziosa, ist ganz Lied, die Euryanthe ganz lyrisch, die Hauptsachen im Freischütz Lied. Seine Chöre, die Jägerchöre, die Jungfernchöre, die Zigeunerchöre, die Elfenchöre, sind nur von Vielen gesungene Lieder ohne Gegensätze, Verschlingungen und Durchführungen der Stimmen. Von seinen übrigen Arbeiten wie unverhältnißmäßig sind da seine Instrumentalkompositionen gegen die große Zahl von Liedern, deren er in seinem kurzen Leben mehr, als Himmel, Schulz u. a. in ihrer langen Komponistenlaufbahn, angefertigt hat. Wie sehr stechen da gegen ihn Mozart, Haydn und Beethoven ab, welchen Männern man ihn nur zu schnell an die Seite hat setzen wollen! Wie groß ist die Menge von Mozart'schen Sonaten und Symphonieen, mit unerschöpflicher Fülle von Gedanken, die, ohne Anregung durch Text von außen, aus der eigenen selbstschöpferischen Brust des Komponisten hervorquellen, während man fast gar keine eigentlichen Lieder von ihm hat. Noch größer ist die Anzahl Haydn'scher Symphonieen, Sonaten und

Messen, Kunstgattungen, in denen, während das Lied mehrere neue Gedanken darbietet, nur ein Gedanke auf das mannigfaltigste durchzuführen und wiederzugeben ist, oder der theils so oft behandelte, theils monotone Stoff durch so viele selbstgeschaffene musikalische Zuthaten immer neu wiedergeboren werden muß. Auch von Haydn und von Beethoven, welcher letztere ewig originell war und dennoch nie sich ausgab, haben wir sehr wenig Lieder.

Wir können daher nicht anders, als zu der Ansicht uns bekennen, daß Weber überall aus seiner Seele allein hervorzurufen und zu schöpfen nicht im Stande war, daß er vielmehr, wie jeder Liederkomponist, dichterische, bereits auf das bestimmteste angegebene, bezeichnete und individualisirte Gedanken in Musik übersetzte. Darin war er allerdings unsere größte musikalische Erscheinung, darin wird er ewig zu studiren seyn; aber dies war auch sein ihm vorgeschriebener Kreis, den zu überschreiten ihm nicht gelang. Wir wollen aber hier nicht mißverstanden werden, nicht gemeint haben, daß Weber nur das gegebene Wort übertrug; sondern er traf eben so glücklich gewisse ihm vorgezeichnete Zustände, die ein individuelles, charakteristisches und in äußeren Merkmalen scharf sich hervorhebendes Gepräge an sich tragen, wie das Zigeuner-, das Jägerleben u. s. w. Man könnte in dieser Beziehung auch ihn als das bezeichnen, was in der Malerei der Portraitmaler ist. Der Mangel an eigentlichen dramatischen Komponisten zu seiner Zeit, das Verständige in seinen Schöpfungen, das Echtdeutsche in seinem Freischütz neben der Rossini'schen Klingelei hat-

ten ihm mit Recht die Popularität verschafft, deren er sich erfreute. Aber jene beschränkte Schöpfungsgabe be-
wirkte, daß, bei aller Schärfe seines Verstandes, bei der Kenntniß und vollständigen Herrschaft über die Mittel, bei dem unverdrossensten Fleiße, dem tiefsten Studium und dem angestrengtesten Nachdenken, in welchen Be-
ziehungen er allen Kunstjüngern als Muster dastand, doch von ihm kein eigentliches dramatisches Kunstwerk hervor-
gebracht werden konnte, so sehr er auch darnach strebte. Wer je die rührende Antwort Mozart's auf die An-
frage: wie er es mit seinem Schaffen mache? mit We-
ber's „Künstlerleben," mit seinen Reflexionen, Deduc-
tionen und Recensionen vergleicht, dem wird der Unter-
schied zwischen dem Genie und dem Talent auch in der Mu-
sik nicht unklar bleiben können. Merkwürdig genug fand sich in Weber's Nachlaß nichts Musikalisches, nur Re-
flectirendes und Poetisches; in der Musik ist es aber am anschaulichsten, daß die höchste Schöpfungskraft in der Kunst als wahrer Himmelsfunken eine bewußtlose ist, welche die Seele zu sehr erfüllt, um Raum für andere Thätigkeiten übrig zu lassen, und die der kritisirende Verstand nur zersetzt und auflöst. Vergleiche man nur, um den Unterschied zwischen dem schöpferischen Genie und dem blos wiedergebenden Talente sich ganz deutlich zu machen, z. B. das von Weber am besten durchge-
führte Stück: das Terzett zwischen Max, Agathe und Aennchen im zweiten Akte des Freischütz: „Doch hast du auch vergeben?" mit den musikalischen Durchführun-
gen des „Hoffe nicht, uns irr zu leiten" im ersten Finale des Don Juan. Was machte Mozart aus den sechs

Worten, die er einer Menge von Personen in den Mund zu geben hatte, während für Weber in seinem Terzett vom Dichter allen drei Personen, gemäß ihrem Charakter, das ganze Ensemblestück hindurch vorgearbeitet war. Von ihm freut uns, daß er den Text traf, während bei Mozart uns in Erstaunen setzt, was er auf dem vom Dichter ihm gegebenen Gerüste aufgebaut hat.

Sind wir nun darüber einig und machen wir an Weber nicht Anforderungen, die er nicht gewähren kann, dann vermögen wir uns auch mit ganzer Seele und vollem Herzen dessen zu erfreuen, was er uns in der ihm eigenthümlichen Kunstsphäre Großes und Herrliches unverkennbar im Oberon gegeben hat. Im höchsten Grade getroffen hat er das leichte, liebliche, halbwehmüthige, sanfte, flatternde Elfenwesen im ersten Chor; eben so sehr ist der Natur abgelauscht das schläfrige, monotone Seyn der Verschnittenen im Finale des ersten Aktes: wiewohl das originelle Thema als ein wirklich orientalisches ihm mitgetheilt worden seyn soll, sowie das Lied der Fatime „Al, al, al, al, al, al!" u. s. w. das orientalische Blumen- und Zephyr-Wesen trefflich malend. Ganz eigenthümlich aber ist ihm gewiß das düstere Geisterwesen in der, zugleich für den Alt sehr schön komponirten, Arie des Puck: „Geister der Luft." Hier besonders ist das Citiren im „Kommt hieher!" von der ergreifendsten Wahrheit. Aeußerst musikalisch durchgearbeitet ist das leider viel zu kleine Terzett: „Geist! hochverehrt"; namentlich bewegt der den Gedanken zwischendurchführende vorschlagende und in der Dominante mit den übrigen Stimmen wieder zusammenkommende

Baß das Herz außerordentlich. Eben so schön ist das Gebet Hüon's in der Inselscene; das „Auf mich! Auf mich!" ist ein Muster declamatorischer Musik. Am meisten poetisch und rührend erschien uns aber das Finale des zweiten Aktes, das einfach sanfte Lied der Meermädchen: „O wie wiegt sich's so schön auf der Fluth!" Die eintretende Stille nach dem Sturm, das Wiegen der Töne im Lied wie in der Instrumentirung, der vollste Einklang, in dem hier Scenerie, Musik und Gedicht stehen und sich einander ergänzen, machen eine bis zu Thränen der Rührung führende Wirkung. Das originelle Chor in der Höhle, die einfach erhabene Beschreibung des Oceans im Recitative der Rezia, alles das sind musikalische Glanzpuncte, an denen man stets wird studiren können, wie die Natur zu belauschen ist, und wie Gedanken und Worte in Musik wiedergegeben werden müssen.

Wir wiederholen es noch einmal, daß, wenn Weber da verstummt, wo er aus dem Allgemeinen eine eigene und besondere Schöpfung hervorrufen soll, er da, wo er bestimmtes, individualisirtes und originelles Leben wiederzugeben hat, als ein unvergängliches Muster für alle Zeiten dasteht. Hat er uns keine bleibende Oper, kein großes Ganze schaffen können, so hat er auf seiner wackern und unermüdlichen Künstlerbahn uns Juwelen hinterlassen, welche die Kritik vor Allem festhalten muß, um jeden von der Natur und der Wahrheit sich verirrenden Kunstjünger darauf hinzuweisen. Weil er gerade das scharf sich Hervorhebende oft und glücklich wiedergegeben hat, so kann sich die Kunstkritik in ihren Theorien suppliren, wo die großen und ewigen Schö-

pfungen unserer größten Geister nicht hindeuten. Wenn die Kritik auch nicht sie hervorbringen und bilden helfen wird, kann sie doch von der einen Seite das Volk selbst zum Verstehen großer Schöpfungen heranziehen, und jenen erst die eigentliche Wirkung verschaffen; dann aber besonders auch Talenten sehr viel seyn: aber zu Hervorbringung von Genien braucht die karge Natur Jahrhunderte, während sie öfter uns gütig mit Talenten beschenkt.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spazier, Richard Otto,

Novellen, musikalisch-dramaturgische Aufsätze und Gedichte

Bd.: 1. - VI, 126 S.

Schleusingen 1836

Mus.th. 3250-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599537-9